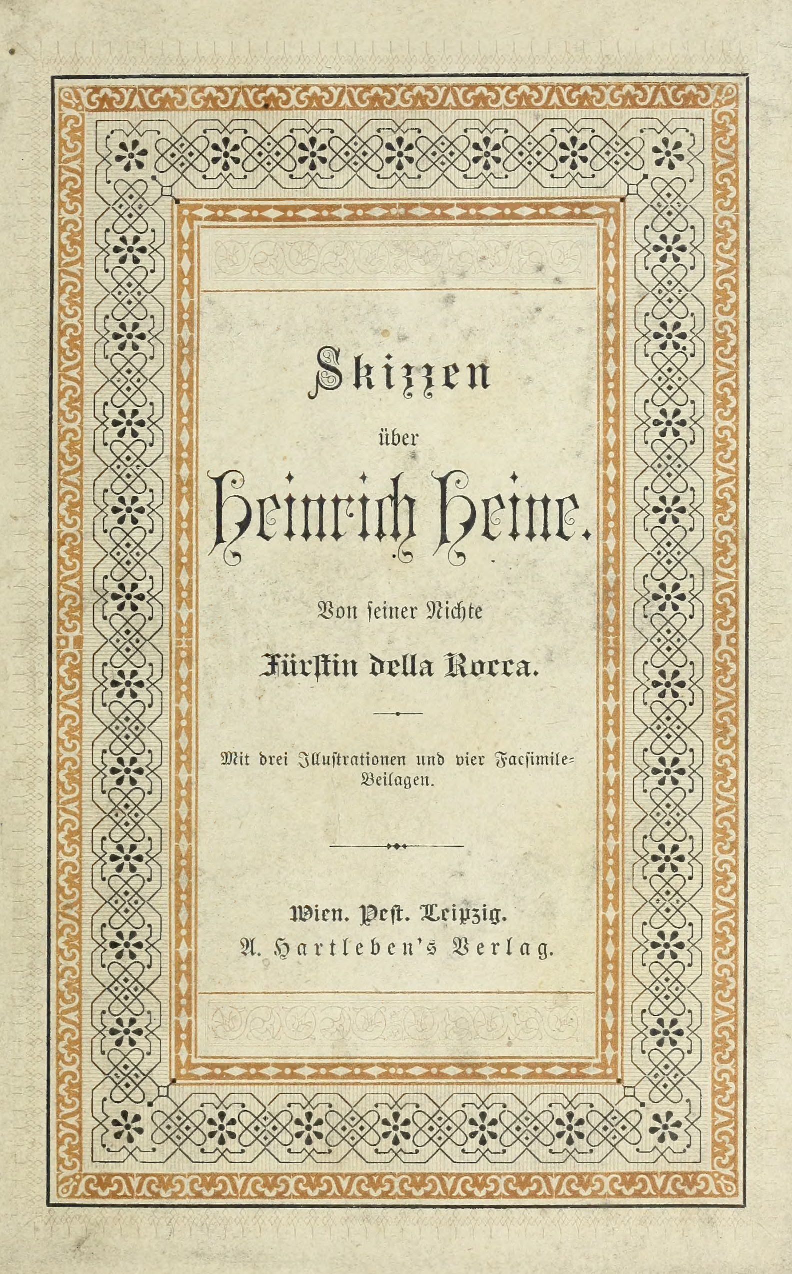


Skizzen

über

Heinrich Heine.

Von seiner Nichte

Fürstin della Rocca.

Mit drei Illustrationen und vier Facsimile-Beilagen.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.



Skizzen

über

Heinrich Heine.



Skizzen

über

Heinrich Heine.

Von seiner Nichte

Fürstin della Rocca.

drei Illustrationen und vier Facsimile-Beilagen.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1882.

Ferdinand Hiller, der berühmte Componist, schrieb mir einst in mein Album:

»Die schönsten Melodien sind diejenigen, die nie aufgeschrieben werden.«

Ich wende diesen Satz auf die Vorrede an, und hoffe, daß meine Leser mir dafür dankbar sein werden.

Fürstin della Rocca
geb. Embden-Heine.



Inhalt.

Seite

Skizzen — Notizen — Anekdoten 1

Aus Heine's Studienzeit 31

Heine in Paris 52

Anekdoten 79

Der Beschluß des Bundestages 82

Heine nach seiner Heirat 92

Intermezzo 108

Salomon Heine 108

Heine von 1848 bis an sein Ende 118

Heine's letzte Augenblicke 133



Skizzen – Notizen – Anekdoten.

Meine »Erinnerungen an Heinrich Heine« enthalten eine allgemeine Uebersicht seines Privatlebens; in den vorliegenden Blättern will ich die interessantesten Begebenheiten seines Lebens und Wirkens besprechen. Ich werde bestrebt sein, ein möglichst vollständiges Bild des großen Dichters zu entwerfen.

Wenn ich hin und wieder von einem Gegenstande zum andern übergehe oder ein verlassenes Thema später wieder aufnehme, so geschieht es nicht ohne dabei eine bestimmte chronologische Folge zu beobachten, so daß die Anekdoten immer dort eingeschaltet sind, wohin sie der Jahreszahl nach gehören.

Aus Heine's Jugendjahren habe ich fast alles Bemerkenswerthe erzählt und das Wenige, was noch erwähnt werden könnte, ist nicht bedeutend genug, um hier seinen Platz zu finden.

Träumen und Dichten war von Jugend auf Heine's liebste Beschäftigung und wenn er oft unbeweglich, mit geschlossenen Augen, dalag und die Seinen glaubten, er schlummere, so irrten sie, denn der Knabe träumte schon damals von Liebe — zur Mutter — oder von Weh und Schmerz — von den kleinen Schmerzen, die den Kindern oft eine Thräne entlocken.

Eines Tages — es war ein heißer Sommertag — studirte Heine in seinem Zimmer bei offenen Fenstern. Die Sonne schien so warm und die hellen Strahlen liebkosten seine braunen Locken. Die Hitze wurde unerträglich.

Harry legte die Feder bei Seite, klappte seine Bücher zu und schritt nachdenkend zum Fenster. Sehnsuchtsvoll blickte er hinaus ins Freie. Plötzlich kam ihm der Gedanke, auf das Gesimse des Fensters zu klettern und sich außerhalb desselben der Länge nach hinzustrecken. Gesagt, gethan. Die Hitze überwältigte ihn und er schlief ein.

Seine Gedanken, seine Träume, führten ihn in das Reich der Phantasie und unruhig wandte er sich zur Seite. Das Gesimse war nur zwei Fuß breit und mit Schrecken beobachteten die Vorübergehenden den schlafenden Knaben. Man benachrichtigte die Mutter, die händeringend auf die Straße eilte.

Federbetten wurden ausgebreitet, Kissen und Decken herbeigeholt, denn man befürchtete, das Kind könne jeden Augenblick auf die Straße fallen und sich den Kopf zerschmettern! Ihn wecken? Unmöglich; die leiseste Berührung konnte ein Unglück herbeiführen; man fürchtete ins Zimmer zu treten; das Geräusch der knarrenden Thür hätte ihn wecken können. Beobachtend standen die Leute auf der Straße und starrten zum zweiten Stock hinauf.... Jetzt bewegt er einen Arm ... hieß es, und die katholische Bevölkerung schlug ein Kreuz. Jetzt wandte er den Kopf ... die arme Mutter war nicht mehr Herr ihrer Sinne, und trotz aller Mahnungen wollte sie hinauf zu ihrem Sohne, um ihn zu retten oder mit ihm hinunter zu stürzen.

Aengstlich, mit klopfendem Herzen, stieg sie die Treppe hinauf ... sie legte die Hand ans Schloß ... es glückte, sie öffnete leise die Thür. Mit verhaltenem Athem stand sie auf der Schwelle. Leise zog sie die Schuhe aus und schlich ans Fenster. Unten staunte die Menge regungslos.

Sie streckte den Arm aus — sie wagte nicht ihn zu umfassen. — sie erhob den Blick gen Himmel, als ob sie dort oben um Hilfe flehte.... Mit festem Arm zog sie den Knaben an sich, durchs Fenster hinein, an ihre klopfende Brust.

Unten jauchzte das Volk und schrie: »Es lebe Mme. Heine! Hoch!«

»Mutter, warum wecktest Du mich? Engel umgaben mich, ich träumte in einem Zauberhaine zu sein, Vögel sangen liebliche Melodien und ich dichtete die Worte dazu.«

»Bist Du mir böse?« fragte er die weinende Mutter, deren Angst sich endlich in Thränen auflöste.

Sie konnte weder schelten noch strafen, sondern küßte ihn innig. Zugleich wurde das Bewußtsein in ihr wach, daß das Kind zum Dichter geboren sei.

Meine Großmutter hat uns diese Begebenheit oft erzählt, und fügte versichernd hinzu, daß sie alles Mögliche gethan habe, um ihren Sohn von dem dornenvollen Pfade abzuhalten, den er durchstreifen wollte; doch weiß man zur Genüge, daß sein Talent sich ungeachtet aller Hindernisse Bahn brach und Deutschland einen großen Dichter mehr besaß.

Sein erstes namhaftes Gedicht schrieb Heine im Jahre 1813. Der dreizehnjährige Knabe widmete dasselbe seinen Eltern zur Feier ihres wiederkehrenden Hochzeitstages. Mir ward dieses Gedicht zu Theil und ich lege es hier bei.

An und für sich enthält dieses Gedicht nichts besonderes; aber als erster Versuch seiner poetischen

Es hebt sich über Glück und Unglück mit Gewalt
der Starke! — Setzt den Glück auf seine [illegible]
Erfülle
Euer Vater und Mutter die schöne [illegible]
Tugenden seine, [illegible] den Tag

Harry Heine

Düsseldorf den 6ten Januar 1813



Ader ist es vielleicht interessant. Hier sieht man, wie schön und deutlich er schrieb, und sogar in diesen Zeilen schon spricht sich die Liebe zu seiner Mutter bevorzugend aus, diese Liebe, der er bis zum letzten Athemzuge treu blieb.

Im Lyceum zu Düsseldorf hatte er nur eine sehr mangelhafte Erziehung erhalten, die für eine literarische Laufbahn nicht genügend war, und mit Fleiß und Beharrlichkeit betrieb er fernere Studien.

Daß sein Wissen unvollkommen war, beweisen seine Briefe an Christian Sethe (1816), wo sogar orthographische Fehler vorkommen.* Aus diesen Briefen können wir Manches schöpfen; sie geben uns ein genaues Bild seiner Gefühle, seiner Studien und seiner Freunde; denn hier spricht er sich freimüthig und ohne Hehl über Alles aus.

Diejenigen, die den Charakter des Dichters genau ergründen wollen, sollen diese Briefe lesen und sie werden das Buch mit befriedigter Neugier aus der Hand legen.

Heine studirte Nachts, und diese Nachtwachen waren dem Jünglinge schädlich; denn sogar in seiner zartesten Kindheit litt Heine schon an Kopfschmerzen, einem Leiden welches sich mit den Jahren steigerte.

* Ungedruckte Briefe von Heinrich Heine, herausgegeben von Campe, Hamburg 1876.

Wie ich schon früher erzählt habe, verschaffte sich Heine Lichtstümpfchen von der Köchin, bedeckte den Kopf mit einer dicken wollenen Mütze, wickelte sich in eine Decke ein und las die Classiker, während andere des Schlummers pflegten.

Alle die ihn damals gekannt haben, sowie auch meine Mutter, sagen, daß diese Nachtwachen der Keim seiner Leiden waren, und sogar die Augenschwäche mag hier ihren Ursprung haben....

* * *

1823 schrieb Heine seinem Freunde Wohlwill:* »Ich reise in vier Wochen nach Lüneburg, bleibe dort sechs Wochen und reise alsdann nach dem Rhein und, wenn's mir möglich ist, nach Paris.

»Finde ich keine Professur in Deutschland, so fixire ich mich in Frankreich, wo ich französisch schreibe und mir einen Weg ins Diplomatische bahne. Die Hauptsache ist die Herstellung meiner Gesundheit, ohne welche alle Pläne thöricht sind. Gott möge mir nur Gesundheit geben, für das Uebrige will ich selbst sorgen. Mein Arzt gibt mir Hoffnung, daß mich das Reisen, besonders das Fußreisen, herstellen wird....

---

* Ungedruckte Briefe.

»Meine Sturzbäder habe ich eingestellt, sie haben mir nichts geholfen und unmenschliches Geld gekostet. Obendrein muß ich mich geistiger Anstrengung enthalten, und ich habe diesen Winter fast gar nichts anderes gethan, als den nicht semitischen Theil Asiens studirt, im Schelling und Hegel etwas gelesen, Chroniken durchstöbert und mich erfrischt an der reinen Schönheit, die mir entgegenhauchte aus den Geisteswerken der Griechen. Sempiterna Solatia generis humani nennt sie der alte Wolf. Für Gesellschaft war ich ungenießbar, gedichtet hab' ich wenig, mein historisches Studium hat noch weniger gewonnen, und am allerwenigsten mein »Historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters«. Letzteres war diesen Sommer fast zum Drucke bereit, aber die vielen Ideen, die ich aus dem Studium Asiens gewonnen, sowie auch das Beispiel der Art, wie Gans sein Erbrecht behandelt, und vorzüglich philosophische Anregungen von Moser machten, daß ich den größten Theil meines Buches dem Feuer übergab und das ganze in Paris, und zwar in französischer Sprache, aufs Neue schreiben werde.«

Im Juni schrieb er seinem Freunde Moser: »Mein immer andauerndes Kopfleiden wird mir unerträglich. . . .«

* * *

Nichts konnte diese Leiden lindern als Seebäder, die seine Nerven stärkten und ihm etwas Erleichterung verschafften.

Norderney, das Rendez-vous der hannöverischen Aristokratie, war der Ort seiner Wahl, und bald wurde er der Liebling der Damen, die er durch seine Liebenswürdigkeit und seine Witze erheiterte.

Die junge Fürstin Hohenlohe und die Fürstin Solms beschäftigten sich ausschließlich mit ihm, und zum Danke dichtete er kleine Lieder und machte beißende Epigramme.

Doch die Freundschaft mit der Fürstin Solms war von kurzer Dauer; aus welchem Grunde sie ihm entzogen wurde, blieb ihm unerklärlich, und er beklagte sich darüber in einem Briefe an meine Mutter.

In Norderney saß er stundenlang am Meeresstrande und verfolgte mit träumerischen Blicken die Wogen, die am Ufer zerschellten und brausend aufspritzten. Er schrieb damals seiner Schwester .... »Wenn der Wind heult und pfeift, wird mir wohl, und mir ist, als ob liebliche Stimmen mir Reime ins Ohr flüsterten ..... ich bewundere den Aufruhr der Natur; denn das bewegte Meer gleicht dem Leben, und nur dann schlägt mein Herz gesund, wenn die Wellen des Lebens recht hoch gehn!«

In der Abenddämmerung sah man ihn wieder dem Meere zuwandeln, er setzte sich in den Sand und

spielend und neckend benetzten ihn die Fluthen. Ein Augenzeuge erzählte mir, daß er oft zusah, wie Heine mit einem Stöckchen aufs Wasser schlug und kleine Kieselsteine weit ins Meer hinaus warf. Doch wer weiß, welch' ernste Gedanken bei diesem harmlosen, kindischen Spiele in ihm aufdämmerten!

Niemand wagte ihn zu stören, man ließ ihn gewähren, denn er war so sehr in sich selbst versunken, daß sogar die schönsten Frauen unbemerkt an ihm vorübergingen.

Und Heine liebte die schönen Frauen mit südlicher Gluth und Inbrunst. Jede neue Liebelei führte ihn aber einen Schritt weiter dem Grabe zu.

Sein Hauptfehler war die Eifersucht, schon vor seiner Ehe, und jedes weibliche Wesen, welches er mit seiner Liebe beglückte, mußte darunter leiden. Liebte er, so liebte er leidenschaftlich, und wehe dem, der seine Eifersucht erregte! dann kannte sein Zorn keine Grenzen mehr.

Diese unglückliche Leidenschaft verzehrte seine Kräfte. Was jedoch ihn selbst betraf, so erlaubte er sich alles Unerlaubte, er war nur streng gegen Andere, nie gegen sich selbst.

Begreifst Du, lieber Leser, welchen Qualen der Dichter unterworfen war, als er todtkrank auf seinem Schmerzensbette lag und seine Frau ausging und ihn

den ganzen Tag allein ließ. Wer weiß, wohin sich seine Phantasie verirrte! Wie schmerzlich mag er wohl sein Weib erwartet haben, auf das geringste Geräusch lauschend, die Minuten zählend, die zu Stunden wurden und mit bleiernen Schwingen an ihm vorüberzogen! Ja, er liebte diese Frau, und sagte oft zu meiner Mutter: »Ich liebe Mathilde inniger, als Du Dir denken kannst; und weißt Du, was den größten Reiz für mich hat? Ihre Unwissenheit!«

Eines Tages besuchte ihn Mme. Jaubert, und er sprach zu ihr von der Liebe, die er für seine Frau hegte: »Je l'aime, parce qu'elle ne sait pas ce que c'est qu'un poète!«

In Bezug auf Heine's Frau muß ich einen Irrthum berichtigen, den ich kürzlich in einem englischen Buche (»Character« von Samuel Smiles) fand. Der Verfasser sagt, daß Mme. Mathilde Heine gestorben sei, und er spricht von dem Schmerze und der Trauer des Dichters, den er bei ihrem Tode empfand. Ich werde die Worte des Verfassers anführen, er schreibt (XI. Capitel, Seite 339):

»When Heine's wife died, he began to reflect upon the loss he had sustained.

They had both known poverty and struggled through it, hand in hand, and it was his greatest

sorrow, that she was taken from him, at the moment when fortune was beginning to smile upon him, but too late for her share in prosperity! »Alas!« said he: »amongst my griefs must I reckon ever her love — the strongest, truest, that ever inspired the heart of woman, and yet was to me a fountain of a thousand distresses, unquietudes and cares! To entire cheerfulness, perhaps, she never attained, but for what unspeakable sweetness what exalted, enrapturing joys, is not love indebted to sorrow! Amidst growing anxieties I have been made, even by the loss which caused me the anguish and, the anxieties, inexpressibly happy!

When tears flowed our cheeks, did not a nameless seldom felt delight stream through my breast, oppressed equally by joy and sorrow!«*

---

* Als Heine's Frau starb, fing er an über diesen Verlust nachzudenken! Beide hatten Armuth gekannt und sie miteinander bekämpft. Es war ihm doppelt schmerzlich, sie dann zu verlieren, als das Glück anfing ihm zu lächeln, leider zu spät, um es mit ihr zu theilen. »Ach,« seufzte er, »zu meinen Schmerzen muß ich ihre Liebe zählen, die treueste, bewährteste, die je ein Weib einflößte und die mich zum glücklichsten Sterblichen machte, und dennoch war sie mir eine Quelle von tausend Bekümmernissen, Unruhen und Sorgen. Ich glaube kaum, daß diese Liebe je eine vollkommene Glückseligkeit erreicht hat, doch welche Genüsse, welch' unaussprechliche Freuden sind nicht

Es ist kaum glaublich, daß ein so bedeutender Schriftsteller wie Mr. Samuel Smiles solche Unrichtigkeiten schreiben kann.

Jeder, der den Dichter kannte oder seine zahlreichen Biographien gelesen hat, weiß, was er von der sentimentalen Liebe Heine's zu halten hat. Seine Liebe war durchaus sinnlich und kein geistiges Band vereinte diese so verschiedenen Naturen.

* * *

Heine war in seinem Thun und Treiben höchst unstät und hegte bald diesen, bald jenen Wunsch. Er wollte Italien bereisen, anstatt nach Frankreich zu geh'n. Begierig las er nun Alles, was über Italien geschrieben wurde, und suchte die italienische Sprache zu erlernen. Er malte sich den Carneval von Venedig mit den buntesten Farben aus, dieser Zauberstadt, die auch auf den prosaischesten Menschen entzündend wirkt, dieser Stadt, wo Liebe und Liebeleien an der Tagesordnung sind, wo jeder Palast eine Geschichte enthält,

---

der Ursprung des Schmerzes! Ungeachtet der Qualen und der Angst des Herzens machte mich ihr Verlust sogar glücklich, wenn ich an die Vergangenheit zurückdachte, wenn Thränen auf unsern Wangen flossen, ja dann wurden unsere bedrückten Herzen von Freude und Kummer zugleich bewältigt.«

und beinahe jedes Fenster, jeder Stein eine Erinnerung an vergangene Zeiten ist.

Er versprach seiner Schwester, ihr einen Band venetianischer Gedichte zu senden, die er, in einer Gondel sitzend und vom Meere geschaukelt, dichten wollte.

Doch blieb es leider nur beim Versprechen, und die in Venedig verlebte Zeit wurde anders ausgebeutet.

* * *

Als Heine in Berlin studirte (1821), stand er in lebhaftem Verkehr mit den Schöngeistern, die damals den Salon der Frau Elise von Hohenhausen besuchten. Sie selbst war eine große Verehrerin Lord Byrons, dessen Dichtungen sie zum Theil übersetzte, und als dessen Nachfolger sie den jungen Heine proclamirte.

Auch Fouqué, der Dichter der Undine, war einer der ersten, die Heine's poetisches Talent begeisterte und welche demselben eine große Zukunft voraussagten.

Karoline de la Motte-Fouqué, seine Gattin, eine beliebte Romanschriftstellerin, Adalbert von Chamisso, der echt deutsche Poet trotz seiner französischen Herkunft, Willibald Alexis (W. Hering), berühmt durch seine historischen Romane, Michael Beer, ein jüngerer Bruder des Componisten Meyerbeer, Verfasser des

Paria, der Dichter Apollonius von Maltitz, Graf Georg Blankensee, der ritterliche Sänger, Amalia von Helwig, die Uebersetzerin der Frithjofsage, Fanny Tarnow, die gefeierte Romanschriftstellerin, waren regelmäßige Besucher des Salons der Frau von Hohenhausen, die sich alle herzlich zu Heine hingezogen fühlten, und hier fanden auch seine poetischen Leistungen die aufmunterndste Anerkennung. Die Wenigsten hatten jedoch eine Ahnung von seinem dereinstigen unbestrittenen Dichterruhme und wenn sie sich auch im Allgemeinen anerkennend über die Schönheiten seiner Muse ausdrückten, mußte er sich doch hie und da manche Ausstellung gefallen lassen, namentlich über zu große Sentimentalität, die gerade wenige Jahre später in den Herzen Aller so warme Sympathien für ihn erweckte.

Heine las dort seine Tragödien »Ratcliff« und »Almansor« vor, welche er wahrscheinlich weniger für die Aufführung bestimmt hatte, da er ihnen die wunderliche Benennung »Dramatische Balladen« gab.

Es ist in letzter Zeit in Deutschland mehrfach die Frage aufgeworfen worden, ob sich diese Dramen nicht bühnengerecht machen und zur Aufführung bringen ließen.

Es wird aber damit gehen, wie beim zweiten Theil des Goethe'schen »Faust«, dessen große Schönheiten,

troß der geistreichen Bearbeitung Wollheim's und Anderer für die Bühne, nur beim Lesen ganz zur Geltung kommen können.

Die Handlung des »Ratcliff« ist eigentlich nur eine Schlußkatastrophe; sie hat, wie so manche Schicksalsdramen, eine lange Vorgeschichte, die aus der Vergangenheit als tragisches Verhängniß in die Gegenwart herübergreift.

Dieser Vorgeschichte liegt die aus Herder's Uebersetzung bekannte altschottische Ballade

»Was ist Dein Schwert so roth?«

zu Grunde.

Edward Ratcliff und Schön Betty lieben sich; doch wird sie untreu und heiratet den Laird Mac Gregor. Edward nimmt gleichfalls eine andere Frau, die ihm den Helden des Stückes, William Ratcliff, gebiert.

Auch Schön Betty gab einem Kinde, Maria, das Leben. Bald nachher sahen sich die früheren Liebenden wieder, und es flammte denn auch bei Beiden die alte Leidenschaft wieder auf. Edward naht sich dem Schlosse Mac Gregor's. Schön Betty streckt ihm aus dem Fenster verlangend die Arme entgegen, doch Mac Gregor war Zeuge dieser Scene.

Am andern Morgen lag Edward erschlagen an der Schloßmauer und Schön Betty starb vor Schreck.

Beider Sinn und Schicksal, Leben und Lieben, hat sich auf ihre Kinder vererbt, denen sie als zwei Nebelgestalten erschienen, die einander sehnsüchtig die Arme entgegenstrecken, ohne sich erreichen zu können.

Als Student besuchte William Ratcliff auf einer Ferienreise zufällig Mac Gregor's Schloß; er sieht Maria und erkennt in ihr das Nebelbild seiner Träume. Das dunkle Urgeheimniß seines Lebens ist ihm plötzlich erschlossen, er liebt Maria mit aller Leidenschaft seiner jungen Seele. Auch sie scheint seine Liebe zu erwidern; doch als er niederkniet und sie fragt: »Maria, liebst Du mich?« da wird er ihr plötzlich ein unheimliches Gespenst, das dem Nebelmanne gleicht, den auch sie oftmals im Traume erblickte, und scheu verneint sie seine Frage.

Plötzlich ist der capriziöse Geist ihrer Mutter in sie gefahren, wie Edward's Geist in seinen Sohn William.

Dieser verläßt das Schloß und reist nach London. Vergebens sucht er im Gewühle der Hauptstadt die Qual seines Herzens zu übertäuben, vergebens stürzt er sich in das tolle Leben; wo er auch ist, überall schwebt ihm Maria's liebliches Bild vor Augen.

Er wird Straßenräuber und treibt in England sein Wesen; aber die Liebe läßt ihm keine Ruhe, sie

zieht ihn oftmals wie mit unsichtbaren Eisenarmen nach Schottland hinüber; nur in Maria's Nähe kann er ruhig schlafen, denn er hat den fürchterlichen Schwur gethan, jeden im Duell zu tödten, der sich mit Maria vermählt.

Schon zweimal hat er den ihr angetrauten Gatten in der Hochzeitsnacht erschlagen und der Neuvermählten den Verlobungsring zurückgebracht.

Das Stück beginnt in dem Augenblicke, wo der Segen des Priesters Maria mit ihrem dritten Gatten, dem Grafen Douglas vereinigt hat. Ratcliff fordert auch diesen zum Zweikampf heraus, und das Duell findet trotz aller Vorsichtsmaßregeln statt. Diesmal jedoch verläßt Ratcliff das Glück, Douglas verwundet ihn und schlägt ihm das Schwert aus der Hand, will ihn aber nicht tödten, da jener ihm kurz vorher bei einem Ueberfall im Walde das Leben gerettet hat.

Ratcliff wankt geistig vernichtet ins Schloß; Maria, der kurz vorher die alte Amme Margaretha die Geschichte ihrer Mutter erzählt hat, erblickt ihn blutend und verwundet, und plötzlich erwacht wieder ihre alte Liebe zu ihm. Sie beschwört ihn zu fliehen, da Vater und Gatte ihn verfolgend nahen.

Da eilt Ratcliff mit Maria ins Brautgemach, ersticht sie, erschlägt den auf ihren Hilferuf herein=

stürzenden Vater Mac Gregor und erschießt sich neben der blutigen Leiche der Geliebten.

Die zwei Nebelgestalten erscheinen von beiden Seiten, stürzen einander hastig in die Arme, halten sich fest umschlungen und verschwinden dann.

Es gibt wohl keinen ungeeigneteren Stoff für ein Drama als Ratcliff, und diese so schöne und großartige Dichtung könnte durch ein plastisches Vorführen der Personen nur abgeschwächt werden.*

Die andere Tragödie »Almansor« wurde in Braunschweig aufgeführt. Sie mißfiel.

Bei diesem zweiten Drama Heine's sehen wir denselben Irrthum des Dichters; anstatt den Conflict durch die fortschreitende Entwickelung der Charaktere und der Handlung entstehen zu lassen, ist die unheilvolle Katastrophe, wie bei Ratcliff, nicht durch die tragische Schuld der Handelnden, sondern durch ein in früherer Zeit von den Eltern Beider geschaffenes Verhängniß herbeigeführt.

Die Originalität der Heine'schen Poesie bewährt sich auch in diesem Drama, dessen rein lyrischer Stoff durch eine schöne bilderreiche Sprache und geistessprühende Sentenzen gewürzt wird.

---

* Nach Strodtmann bearbeitet.

Von Heine's Gegnern wird — wohl mit Unrecht — behauptet, daß der »Almansor« als ein Angriff gegen das Christenthum anzusehen sei; der Verfasser hat eine solche polemische Absicht nie zugestanden, wenn auch einige Bemerkungen persiflirend religiöse Unduldsamkeit und Pietismus kennzeichnen.

Zu dieser Zeit befand sich Heine in Hamburg, und wenn er seinen sogenannten guten Freunden auf der Straße begegnete, überhäuften dieselben ihn mit Beileidsbezeugungen. Muthig verzog er keine Miene und hörte Alles geduldig an; doch innerlich war es ihm schmerzlich, sich nicht anerkannt zu sehen.

Er schrieb einem Freunde: »Solltest Du etwas lesen, was sich auf meine Tragödie bezieht, so bitte ich Dich, es abzuschreiben und mir umgehend zu schicken. Bitte, vergiß es nicht!«

Heine ertrug eine gerechte Kritik, denn er sagte oft: nur Schwächlinge muß man schonen!

Aber es gibt Kritiken und Kritiker, die gleich den Fliegen auf einem gesunden Körper herumkriechen bis sie eine wunde Stelle finden, wo sie sich behaglich fühlen. Joseph Addison sagt: »Ein echter gediegener Kritiker spricht lieber von den Vorzügen eines Werkes als von seinen Fehlern.«

Seine Zeitgenossen waren oft ungerecht und boshaft, sie reizten und ärgerten ihn, so daß er oft Tage und Wochen lang unfähig zum Schreiben und Dichten war. Hatte er es überwunden, dann erwachte der satirische Geist in ihm und loderte in hellem Feuer auf; dann war seiner Ironie nichts mehr heilig und inmitten der süßesten Liebesmelodien und der wundervollsten lyrischen Ergüsse brach sein Witz und sein Spott hervor und seine Neider wurden in der barocksten Form mitgenommen.

Das Publikum jauchzte den Ungezogenheiten seines Lieblings zu und jedes neue Werk wurde mit Ungeduld erwartet und gierig gelesen.

Das »Buch der Lieder« war gleichsam ein Echo seiner jugendlichen Gefühle und brachte eine große Revolution in die Literaturgeschichte; denn gleich Goethe, Schiller und Byron brach auch Heine sich Bahn und kann ihnen gleichgestellt werden. Heine's Liederpoesie athmet einen wundervollen Reiz aus und Vieles ist von makelloser und unvergänglicher Schönheit. Heine entthronte die falschen Götter und zertrat den Servilismus, den Conventionalismus und den Mysticismus.

Doch Heine's eigentlicher Ruf wurde durch die beiden ersten Bände seiner Reisebilder begründet. Nie hat ein anderes Buch so allgemeine Theilnahme hervor-

gerufen, wie dieses Werk. Wie ein Alp lag damals die polizeiliche Atmosphäre auf den Gemüthern und versenkte sie in verzweiflungsvolle Lethargie.

Da erschienen Heine's Schriften und Lieder und jede Brust athmete freier und alle Freidenker jubelten, daß Vorurtheile und Narrethei der Zeit so arg mitgenommen wurden.

* * *

Obgleich Heine ein großer Verehrer Hegel's war, so wurde er dennoch seiner Theorien überdrüssig, zündete ein großes Feuer an und verbrannte Alles, was er über ihn geschrieben hatte.

Ein Freund besuchte ihn während des Autodafé's und sagte zu ihm:

»Wie glücklich bin ich, lieber Freund, daß ich mich von der Philosophie Hegel's befreit habe!«

Wenn wir Heine's Gedichte lesen, müssen wir unwillkürlich an den französischen Poeten Alfred de Musset denken, der große Aehnlichkeit mit dem deutschen Dichter hatte.

Gérard de Nerval sagt vom »Buch der Lieder«: »Ce à quoi Heine excelle aussi, c'est la peinture de tous les êtres charmants et perfides, ondines, elfes, wilis, dont la séduction cache un piège, et dont

les bras blancs et glacés nous entraînent au fond des eaux, dans la noire vase, sous les larges feuilles du Nénuphar!«

Ob dieses Urtheil gerecht oder übertrieben ist, mag dahingestellt sein und ich überlasse es Denjenigen, die ihn gekannt, geliebt und verehrt haben, oder denen, die wenigstens seine Werke gelesen, darüber zu urtheilen.

Obgleich Heine in seinen Schriften gegen Priesterthum und despotische Regierungen eiferte, ohne Schonung für Herrn oder Knecht seinen Abscheu gegen Bedrückung jedweder Art kund gab, seinem Spott freien Lauf ließ, ohne Hehl seinen Unglauben an alles Heilige aussprach, so hatte seine wundervolle Liederpoesie dennoch die Macht, Alle anzuziehen. Jeder las seine Verse, und Priester und Könige konnten dem Reiz seiner lieblichen Gesänge nicht widerstehen und mußten anerkennend seinen Witz und seinen Geist loben.

Seit fünfundzwanzig Jahren ruht Heine bereits im Grabe und noch immer citirt und spricht man von seinen Werken, als ob sie soeben erst erschienen wären.

Strodtmann hat alle Kritiken über Heine's Werke gesammelt, das Lob seiner Freunde und den Tadel seiner Feinde.

Ich glaubte in meinen »Erinnerungen an Heinrich Heine« den Memoirenklatsch hinlänglich erledigt zu haben. Dennoch behauptet Herr Meißner, daß seine Hände diese wichtigen Blätter berührt hätten?! Oder war dies vielleicht das Memoirenfragment, welches Mme. Mathilde Heine besitzt und das nach ihrem Tode meinem Bruder, Herrn v. Embden in Hamburg, ausgeliefert werden wird? Hier will ich auch bemerken, daß die vielen Briefe, welche seine Witwe besitzt, nicht von Heine, sondern an ihn gerichtete Briefe sind.

Herr Meißner behauptet ferner, daß der Advocat Herr Julia bei Aufnahme des Inventars der nachgelassenen Papiere des Dichters zu ihm gesagt habe: »Dies sind die Memoiren Heine's.«

Ich begreife nicht, warum Herr Meißner, der auf diese Frage so großes Gewicht legt, nicht den Aufenthalt des Herrn Julia zu erforschen sucht, da sein Zeugniß in dieser Sache den Ausschlag geben würde.

Ich selbst erkundigte mich darum, doch blieben meine Bemühungen ohne Erfolg. Man schrieb mir nur, daß Herr Julia nach seiner Verheiratung Paris verließ und irgendwo in einer Provinzialstadt lebt.

Herr Julia versteht nicht deutsch, und als mein Bruder ihn zur Rede stellte, daß er ihm zehn Jahre lang Heine's hinterlassene Schriften, die mein Onkel

ihm laut Testament vermacht hatte, vorenthalten habe, lachte er ironisch und sagte:

»Verehrter Herr, Ihr Herr Onkel hätte den Paragraph **3** seines Testaments abändern und anstatt »je desire«, »j'ordonne« sagen müssen«. — »Sie können mich ja verklagen, wenn es Ihnen genehm ist,« sagte er meinem Bruder, »aber seien Sie versichert, daß sie den Proceß verlieren werden.«

Ich führte über diesen Gegenstand einen langen Briefwechsel mit meinem Bruder und er antwortete zu wiederholten Malen: »Wie kannst Du nur glauben, daß Meißner das Vertrauen unseres Onkels in höherem Grade besaß wie unsere Mutter und Großmutter, und Du weißt recht gut — und vielleicht besser als Andere — was davon zu halten ist.«

Ein Wiener Freund schickte mir ein vergilbtes Journal, das »Fremdenblatt« vom 6. April 1856, worin mein Onkel Gustav Heine über Heinrich Heine's letzte Augenblicke schreibt. Da ich diese Zeilen auch für einen Beweis erachte, daß echte Memoiren nie existirt haben, will ich dieselben hiehersetzen. Sie lauten:

»Eines Tages fand ich Heine in einem qualvollen Zustande, er sah leidender als gewöhnlich aus. Sein Krampfhusten war furchtbar. Demungeachtet sprach er von ernsten Dingen. Plötzlich aber rief er: »Du kennst

mich am Besten. Schreibe meine Biographie. Ich werde Dir dabei behilflich sein.« Ich gab ihm zur Antwort: »Es handelt sich um Heinrich Heine, ich kann Dir seine Lebensbeschreibung also nur dann liefern, wenn Du mir dieselbe vom Anfang bis zu Ende dictirst.«

Dieses Compliment schien ihm zu schmeicheln. Er drückte mir die Hand und meinte: »Du hast Recht! Ich schreibe aber selbst nichts über meinen Lebenslauf. Selbstbiographien gleichen alten Weibern, die sich mit falschen Zähnen, künstlichen Haaren und geschminkten Wangen herausputzen. Ich aber rufe, wie Du immer gleich Deinem Nestroy sagst: Es ist Alles nicht wahr! Uebrigens wird man dies auch von meinen anderen künftigen Biographen sagen können, denn an wie vielen Tagen haben mich die Zeitungen schon taufen lassen, und trotz den vielen Taufen behaupten dennoch die Leute, ich sei kein guter Christ.«

Gezeichnet: Gustav Heine.

Alfred Meißner ist ein talentvoller Mann, seine Biographie über Heine ist eine der besten, obgleich sie nicht frei von Irrthümern ist.

Liest man diese Biographie, sollte man glauben, Meißner habe den Poeten nie verlassen, und dennoch

besuchte er ihn nur zeitweise, und der Empfang war nicht immer der liebevollste.*

---

* Alfred Meißner wurde 1822 in Prag geboren. Seine Jugend verlebte er in einer Zeit, in der die Verdummung und Knechtung des Volkes von oben betrieben ward. Er wurde Demokrat und schwärmte für Freiheit, Gleichheit und Menschenwürde. In dieser Krisis reifte jener Zweig der Poesie heran, den die Literatur-Historiker später politische Lyrik genannt haben. Einer der Kühnsten, die ihre revolutionären Ideen in Versen ergossen, war Meißner. Im Alter von 24 Jahren, 1846, gab er einen Band Gedichte heraus, die einen großen Eindruck machten, wenn auch — wie bei allen Poeten jener Periode — Anklänge an Heinrich Heine unverkennbar sind. Der echt vormärzliche Freiheitsgedanke: die Unabhängigkeit der Völker von jedem intellectuellen Zwange, besonders religiöser Bevormundung, anzustreben, kommt in diesen Gedichten in seiner ersten Ursprünglichkeit zum wirkungsvollen Ausdrucke. Erschütternd motivirt Meißner diesen Aufschrei nach Glaubensfreiheit in seiner epischen Dichtung »Žiska«, die er der Censurverhältnisse halber in Dresden erscheinen ließ. Hier malt er mit den glühendsten Farben der Begeisterung die hussitische Bewegung in Böhmen und rollt Culturbilder vor unseren Augen auf, die von herzbewegender, großartiger Tragik sind. Sein fanatischer Haß gegen das Pfaffenthum wetterleuchtet in dieser machtvollen Schöpfung überall auf, und seine rührende Vaterlandsliebe nimmt unsere Sympathien umso eher gefangen, da sie jenem undankbaren Böhmen geweiht ist, das ihn als Deutschen verdammt. Wie muß es den Dichter geschmerzt haben, erst kürzlich wieder die barbarischen Verirrungen derselben Czechen zu erleben, deren Vorfahren er so gluthvoll verherrlicht hat. Dieser Conflict patriotischer Empfindungen mit der herrschenden Parteirichtung in Böhmen einerseits, und die Verfolgungen Metternich's andererseits, veranlaßten ihn im Jahre 1847 nach Paris zu ziehen, wo er die Freundschaft Heinrich Heine's

Einer seiner intimsten Freunde war Laube, jedoch wurden die Freundschaftsbeziehungen manchmal unterbrochen, vorzüglich wenn er Heine gegenüber eine

---

errang. Aber lange konnte er nicht von seinem Vaterlande entfernt leben, und noch vor Ablauf eines Jahres kehrte er nach Prag zurück, um enttäuscht und niedergedrückt Paris bald von Neuem aufzusuchen. Alfred Meißner faßte den Gedanken, die socialen Schäden der Zeit im Romane aufzudecken. Meißner's erster großer Roman »Der Pfarrer von Grafenried« legt Zeugniß ab von der eminenten Gestaltungsgabe und dem klaren Blick des Dichters für die wunden Stellen der Gesellschaft. In seiner ganzen Anlage aber steht er noch nicht auf dem künstlerischen Niveau von »Schwarzgelb«, einem culturhistorischen Roman aus den ersten Jahren nach der Revolution, der in der Großartigkeit des Entwurfes, der haarscharfen Charakteristik der Personen und der Stilharmonie das Beste bleibt, was Meißner auf episch-socialem Gebiete geschaffen hat. Von einem ästhetisch höheren Standpunkt ist aber seine »Sansara« zu betrachten, in welcher das engnationale Element sich nicht vordrängt und der rein psychologischen Motivirung freieren Spielraum läßt. Mit dramatischer Kraft treten die Helden auf und zwingen uns, dem großen Unglück ihres Lebens und der Gewalt ihrer seelischen Kämpfe unsere Bewunderung zu zollen. Die »Sansara« darf der Meisterroman Alfred Meißner's genannt werden. Der glühende Haß gegen den verderblichen Einfluß des Pfaffenthums, der im »Žiška« seine wilden Blitze schleudert, hatte sich im Laufe der Jahre in eine schneidige Verachtung verwandelt, und diese ist es, die dem Dichter bei seinem Roman »Zur Ehre Gottes« die Hand geführt. Mit kaltem Ernst hebt er von dem verbrecherischen Treiben der Jesuiten den schützenden Schleier und entlarvt sie in ihrer abgrundtiefen Verkommenheit. Er hätte dieser meisterhaften Intriguennovelle jene Worte des blinden Böhmenführers als

Protectormiene annahm, als ob er ihm ebenbürtig zur Seite stände.

Heine war oft sehr nervös und in gereizter Stimmung und sogar Varnhagen, den er liebte und ehrte, hatte von seiner Empfindlichkeit zu leiden. Diese Mißverständnisse waren aber nur von kurzer Dauer, denn Heine war stets bereit, die Hand zum Frieden zu bieten und sein Unrecht anzuerkennen.

Saphir und Müllner waren auf Heine's heranwachsenden Ruhm sehr neidisch und zausten mit frecher

---

Motto geben können, die für das christlich-sociale Leben aller Zeiten und Völker zutreffend bleiben:

„Doch wehe, wenn die Geier kommen
In Deinem Namen: Religion!“ —

Alfred Meißner, der seit vielen Jahren bereits zurückgezogen von der großen Welt in Bregenz lebt, gehört in seiner ganzen Individualität zu den wenigen alten »Demokraten« die sich selbst treu geblieben sind und aus ihrer Ueberzeugung kein Hehl machen. Beweis dafür ist die energisch freisinnige Tendenz auch seiner neuesten Romane, die an Frische und Lebendigkeit kaum seinen ersten nachstehen. Wenn seine Dichtungen trotz alledem in Norddeutschland nicht die Popularität gefunden haben wie in Oesterreich, so mag das einerseits an den specifisch-nationalen Stoffen liegen, welche er so oft mit besonderer Vorliebe behandelt, andererseits aber an der eigenthümlichen Sprödigkeit, die man bei uns den österreichischen Dichtern entgegensetzt. Meißner's Tragödie »Das Weib des Urias« fand keinen Beifall in Wien und er wurde von der dortigen Kritik scharf mitgenommen. Nach Walter Gottheil.

Hand in der Zeitschrift »Die Schnellpost« an dessen wohlverdientem dichterischen Lorbeerkranz.

Saphir's Wortwitzeleien und ähnliche Kunststücke des Verstandes, denen die Basis des wahren Humors fehlte, waren Heine höchst zuwider. Er sprach sich drastisch darüber aus und sagte: »Witz in seiner Isolirung ist gar nichts werth. Nur dann ist der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grund ruht; darum trifft der Witz Börne's, Jean Paul's und Shakespeare's so gewaltig. Der gewöhnliche Witz ist blos ein Niesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft. Nur der wirkliche Humor ergötzt und seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, Witz im Kopfe zu haben, um plumpe Angriffe schriftstellerischer Parvenus abzuwehren.

* * *

Den 1. Juli 1825 schrieb Heine aus Göttingen seinem Freunde Moser:

.... »Ich arbeite so angestrengt als möglich, Jurisprudenz, Geschichte und den »Rabbi« u. s. w. Letzterer schreitet nur langsam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängt's mich unverdrossen weiter, indem

ich das Bewußtsein in mir trage, daß nur ich dieses Buch schreiben kann, und daß das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist. . . .

— — — — — — — — — — —

Ende dieses Jahres denke ich den »Rabbi« fertig zu haben. Es wird ein Buch sein, das noch nach Jahrhunderten als Quelle genannt werden wird.«*

Ich führe diesen Brief an, um zu zeigen, mit welchem Interesse er an diesem Werke arbeitete und wie schmerzlich es für ihn sein mußte, diese Arbeit, die Frucht so vieler Studien, vernichtet zu sehen. Ich werde auf den Brand in Hamburg noch zurückkommen.

* »Briefe von Heinrich Heine.« Seite 287.



Aus Heine's Studienzeit.

Bekanntlich hat man vor dem Doctorexamen und der Promotion die Hälfte der Gebühren bei der Anmeldung dem betreffenden Decan der Facultät einzuhändigen. Nach dem Examen und vor der Promotion zahlt man die andere Hälfte. Der Decan der juristischen Facultät in Göttingen, zu der Heine gehörte, war damals der berühmte Rechtsgelehrte Professor Hugo.

Heine meldete sich bei ihm zum Examen, indem er die ganze Summe (damals 20 Louisd'or) dem Decan hinschob.

Professor Hugo aber schob die Hälfte der Summe wieder zurück, indem er sagte: »Erst, mein Herr, müssen wir Sie prüfen.« Heine schob die Hälfte der Summe wieder zurück, indem er sagte: »Prüfet Alles und behaltet das Beste.«

Heine erzählte meiner Mutter viel von Professor Hugo und scherzte oftmals über den lächerlichen Streit, welchen Hugo mit Professor Thibaut in Heidelberg über die Auslegung des Interdictes »de arboribus scaedendis, ne luminibus officiatur,« führte. Thibaut wollte, falls das Wachsthum der Bäume dem Besitzer eines angrenzenden Grundstückes die Fensteraussicht versperre, das Laubwerk von unten herauf gestutzt wissen. Hugo aber behauptete in dieser gelehrten, mit höchster Erbitterung geführten Controverse, daß die Procedur des Baumschneidens von oben herab vorzunehmen sei.

Strodtmann erzählt von Professor Hugo Folgendes: Hugo war gewohnt, seine Vorträge mit witzigen Bemerkungen zu verbrämen, und in späteren Jahren, als sein Gedächtniß schwächer geworden, soll er einmal ganz naiv im Colleg gesagt haben (wie Heine erzählte): »Meine Herren, an dieser Stelle pflegte ich sonst einen Witz zu machen, aber heute fällt er mir nicht ein.«

* * *

Während seiner Universitätszeit unterhielt Heine mit den Professoren, außer mit Eichhorn und Satorius, geringen Verkehr. Auch mit seinen Commilitonen pflog er im Ganzen nur einen oberflächlichen Umgang, obschon

er als »alter Bursche« bei den meisten Studentenhändeln hinzugezogen ward und der Zerstreuung halber manches Duell und manche fidele Suite nach den umliegenden Ortschaften mitmachte.

In einem Briefe an Moser, 1824, schrieb er: »Bei den meisten Duellen hier bin ich Secundant, oder Zeuge, oder Unparteiischer, oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, da ich nichts Besseres habe, und im Grunde ist es auch besser, als das seichte Gewäsch der jungen und alten Docenten unserer Georgia Augusta.«

* * *

In meiner Jugend erzählte man mir eine Anekdote, die in diese Zeit fällt und die uns Kindern oft wiederholt wurde, so daß sie mir noch heute im Gedächtniß ist.

Bei seinem letzten Aufenthalt in Göttingen speiste mein Onkel im »Englischen Hof« zu Mittag. Er war sehr wählerisch im Essen und hielt den Fleischteller manchmal lange in Händen, bis er sich endlich ein ihm zusagendes Stück Braten herausgesucht. Diese Gourmandise ärgerte seine Tischnachbarn, und als er eines Tages wieder an dem Inhalt der Bratenschüssel herumexperimentirte, geschah es, daß ein neben ihm sitzender Student, dem in Erwartung des verzögerten Fleischgenusses der

Geduldsfaden riß, mit den Worten »Ich will Ihnen zeigen, wie man Rindfleisch spießt!« ihn nicht eben sanft mit der Gabel in die Hand stieß. Mein Onkel, empört über diese Rohheit, forderte seinen Beleidiger zum Duell, welches am folgenden Morgen stattfand. Sein Gegner, leicht verwundet, mußte acht Tage lang das Zimmer hüten.

* * *

Heine's Studienzeit dauerte sechs Jahre und er verbrachte sie in Bonn, Göttingen und Berlin. Im juristischen Examen erreichte er das Doctordiplom in Göttingen 1825.

Obgleich Heine die Jurisprudenz zu seiner Fachwissenschaft gewählt hatte, so fand er sie doch zu trocken, um nach seiner Art Geschmack daran zu finden, und er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, an den guten juristischen Professoren in Göttingen seinen Witz auszuüben. Auch Meister, sein berühmter Pandectenlehrer, blieb nicht verschont, und die Gasse in welcher Meister sein Collegium las, hieß allgemein die Pandectengasse.

Heine wußte durch seine Freunde allgemein das Gerücht zu verbreiten, daß in der Pandectengasse allnächtlich ein Geist spuke. Die Göttinger Philister wagten gar nicht daran zu zweifeln; es hieß nämlich,

der spukende Geist sei ein Student, der im Collegium von Meister sich zu Tode ennuyirt habe, und dessen Seele nicht eher Ruhe finden könnte, als bis Meister einmal einen Witz machen würde.

Die Geschichte hat Meister dermaßen geärgert, daß er sein Collegium aus der Pandectengasse in eine andere Straße verlegte.

* * *

Als Heine in Bonn Jura studirte, kam er in der Ferienzeit nach Düsseldorf herüber. Er war sehr milde, sanft und weichherzig, aber in Zorn gebracht, äußerst heftig, selbst gegen seine Gewohnheit manchmal etwas gewaltthätig.

Meine Mutter erinnert sich noch, daß er über die Unverschämtheit und die grobe Prellerei eines Karrenschiebers, der seinen Koffer von der Post ins elterliche Haus bringen sollte, außer sich gerieth. Obwohl bleich vor Zorn, faßte er sich doch und zahlte ruhig das erpreßte Geld, zupfte aber dann mit aller Vehemenz des Kerls großen Bart, indem er freundlich zu ihm sagte: »Ich glaubte, mein Bester, Sie trügen einen falschen Bart.«

Auf das Geschrei des Mannes liefen Alle ängstlich ans Fenster, und als Heine hinauf kam, sagte er zu

seiner Mutter: »Nicht umsonst habe ich Jura studirt; jetzt habe ich meinem Aerger Luft gemacht, ohne daß der Kerl mich verklagen kann.«

Meine Großmutter lachte herzlich darüber, und sprach oft von dem drolligen Einfalle ihres Sohnes.

* * *

Als Göttinger Student war Heine immer in großer Geldnoth. Er schrieb an einen intimen Freund einen Brief, der mit folgenden Worten anfing: »Schicke mir augenblicklich 50 Thaler, oder ich verhungere auf Deine Kosten.«

* * *

Als Heine Doctor der Rechte geworden war, sagte er, daß er früher seine Processe und Conflicte immer gewonnen habe, daß er aber jetzt nicht nur keine Processe mehr gewonnen, sondern überhaupt viel mehr geprellt worden sei.

* * *

Als Heine in Berlin studirte, kam er eines Tages zu spät zum Mittagessen; er entschuldigte sich folgendermaßen bei der Hausfrau: »Ich wurde leider wider meinen Willen aufgehalten; ich komme von Gans

(Professor Gans in Berlin, Herausgeber des Rheinischen Erbrechtes), wo ich aber nur die Köchin vorfand, mit der ich mich zankte, weil sie soviel über Gans und sein Erbrecht zu tadeln hatte.«

* * *

Heine rauchte nie und war schon als Student höchst mäßig im Genusse geistiger Getränke; sogar das Bier war ihm zuwider. Trinkgelage verabscheute er und suchte lärmende Gesellschaft zu vermeiden. Den Fechtboden besuchte er gerne, und während seines Göttinger Aufenthaltes war er dort täglich zu treffen.

* * *

In meinen »Erinnerungen an Heinrich Heine« erzählte ich von der Feuersbrunst in Hamburg, bei welcher das Haus meiner Großmutter ein Raub der Flammen wurde. Ich wußte damals nicht, daß sie im Jahre 1833 dasselbe Schicksal ereilte, und daß schon damals viele Papiere verbrannten.

Der Verlust seiner Schriften beim großen Brande in Hamburg war für Heine sehr empfindlich, er schrieb darüber einmal meinem Bruder: »Daß meine Manuscripte und Schriften ein Raub der Flammen geworden, ist mir ein unersetzlicher Verlust. Diese Manuscripte enthielten

die Producte meiner ersten Jugendkraft, und nie werde ich wieder so schreiben können. Ich wollte sie liegen lassen, um später, wenn meine Geistesfrische abnehmen sollte, was bei meiner geschwächten Gesundheit nicht unwahrscheinlich ist, von diesem Capital in meinen alten Tagen zu zehren.«

Meine Großmutter, welche beim Feuer Alles verloren hat, da die Assecuranz-Compagnie, bei der sie versichert war, nicht zahlen konnte, klagte über nichts als den Verlust der ihr anvertrauten Schriften. Heine verbarg seiner alten Mutter seinen Schmerz und schrieb in seiner jovialen humoristischen Weise: »Meine arme, gute Mutter, laß Dich nur nicht aus Kummer über den Verlust meiner Papiere so sehr aufregen. Ich glaubte, bei Dir wären sie am sichersten aufgehoben, aber ich habe mich geirrt. Gott ist ein guter Mann! Diesmal ging es ihm aber wie mir, denn er hat sich zu sehr auf die guten Löschanstalten Hamburgs verlassen.«

Beim ersten Brande gingen alle Briefe verloren, welche die berühmte Rahel ihm zeitweise geschrieben hatte. Nach ihrem Tode, den 7. März 1833, schrieb Varnhagen an Heine mit der Bitte, ihm alle Briefe seiner verstorbenen Frau zu schicken.

Heine antwortete (Paris, 16. Juli 1833), daß er unendlich bedauere, seinem Wunsche nicht Folge leisten zu

können, da alles Schriftliche, was er besessen habe, verbrannt sei. (Er hatte von ihr über fünfzig Briefe besessen.)

Varnhagen bat alle Freunde, ihm Rahel's Briefe zu schicken; er wollte sie drucken lassen und seinen Freunden widmen. 1834 erschien dies Werk in Berlin, drei Bände stark. Der Titel des Buches ist: »Rahel, ein Andenken für ihre Freunde.«

Später klagte er auch Campen seinen Verlust (1837).

Und trotz dieser traurigen Erfahrung schickte er seiner Mutter zum zweiten Mal eine große Kiste mit seinen Geisteserzeugnissen; denn er konnte sich nicht denken, daß sich eine solche Katastrophe zum zweiten Mal wiederholen werde. Heine hatte die böse Gewohnheit, fast jeden Monat seine Wohnung zu wechseln, und glaubte, daß Manches beim Umziehen verloren gehen könne.

1842, in der Nacht vom 4. auf den 5. Mai, brach das große Feuer in Hamburg aus, und bei dieser Gelegenheit verlor der arme Dichter Schätze, die nicht zu ersetzen waren. Unter andern befanden sich Schriften und Briefe seines Onkels, des berühmten Gelehrten Simon v. Geldern, in der Kiste, und die Literaturgeschichte hat dadurch einen großen Verlust zu verschmerzen.

Alle Biographen Heine's, sogar Strodtmann, der doch Alles bis aufs Kleinste ausgebeutet hat, ignorirten,

daß Heine zweimal Alles verlor, was er in seiner Jugend und der Fülle der Gesundheit geschrieben hatte.

Meine Großmutter wohnte auf dem Neuenwall, weit entfernt von dem Herde des Feuers, und dennoch wünschte meine Mutter sie in unserem Hause zu beherbergen. Doch die alte Frau weigerte sich, ihre Wohnung zu verlassen.

Am zweiten Tage brannte die Nicolai-Kirche und ein heftiger Wind jagte die Flammen hin und her, brennende Holzstücke flogen auf die benachbarten Häuser und Angst erfüllte Aller Herzen. Die Sturmglocke läutete, bis sie endlich krachend und beinahe jammernd auf die Trümmer fiel. Das Feuer zu löschen war unmöglich; man war nur darauf bedacht, demselben Einhalt zu thun — das einzige Mittel, um größeres Unglück zu verhüten. Häuser wurden gesprengt, Mauern niedergerissen, von benachbarten Städten kamen Soldaten und Pionniere, um Hilfe zu leisten.

Während des Brandes herrschte in der Stadt die vollkommenste Anarchie, da die Autoritäten sich um nichts mehr bekümmerten, als um die Rettung ihrer eigenen Habe und Familie. Das Regiment war dem Pöbel preisgegeben, der Alles zerstörte und raubte, und gegen den es keine Abwehr gab als die Energie und Tapferkeit der unmittelbar Bedrohten.

Zu Anfang des Brandes hatte man für nöthig erachtet, Arbeiter zu requiriren, die bei der Demolirung der Häuser helfen sollten. Man hatte sie zu diesem Zwecke mit Aexten versehen; doch anstatt zu helfen, raubten sie und zerstörten zwecklos, was sie nicht fortschleppen konnten. Haufen rotteten sich zusammen, erbrachen die verschlossenen Häuser, trieben sogar die Bewohner hinaus unter dem Vorwande, retten zu wollen, und nahmen, was ihnen begehrenswerth schien. Wie ein Würgengel zog diese Bande dem Feuer vorauf, dem vergleichbar, der es angefacht hatte.

Jetzt konnte man nicht mehr länger dem Eigensinn meiner Großmutter fröhnen, und mein Vater eilte zu ihr, um sie zu holen. Ungeachtet ihrer Widerrede bot er ihr seinen Arm, und nur mit einem Schlafrock bekleidet und mit einer Nachthaube auf dem Kopfe mußte sie ihm folgen.

Mit großer Mühe hatte er sich einen Wagen verschafft, schob sie hinein und führte sie ihrer Tochter zu.

Meine Eltern wohnten damals in der Theaterstraße, welche von dem Schauplatz der traurigen Katastrophe weit entfernt war.

Mein Vater verließ uns ohne Sorge, da er zu seinen Freunden zurückgehen wollte, um retten zu helfen; denn für Bankiers und Kaufleute war es das

Wichtigste, ihre Bücher zu retten, da Soll und Haben die Triebfeder der Geschäftsleute ist.

Angegriffen von der Aufregung lag meine Großmutter schlummernd auf dem Sopha, als plötzlich unsere Bonne fast schreiend ins Zimmer trat: »Madame, das Feuer hat den Neuenwall erreicht, wenn Sie noch etwas retten wollen, müssen Sie sich beeilen.«

»Harry's Papiere!« rief meine Großmutter aus, »die müssen in Sicherheit gebracht werden, sie sind in einer wohlverpackten Kiste verwahrt in meinem Schlafzimmer unten in einem Schranke. Ich muß selbst gehen.« Und sie eilte der Thür zu. Meine Mutter wollte dies selbstverständlich nicht zugeben, und ohne die Gefahr zu ahnen, der sie sich aussetzte, begab sie sich ohne weitere Begleitung nach dem Neuenwall, mit dem Versprechen, das Gewünschte ihrer Mutter zu bringen.

Sie gelangte glücklich zur Wohnung, welche, da erst der untere Theil der Straße brannte, noch unversehrt, und wenn auch wegen des großen Gedränges beschwerlich, doch ohne sonstige Schwierigkeiten zu erreichen war.

Als meine Mutter die Wohnung meiner Großmutter betrat, fand sie Alles erbrochen, und zwei wild aussehende Kerle im Wohnzimmer sitzend, welche den vorgefundenen Wein tranken.

Ohne die Leute zu beachten, eilte sie in ihrer beherzten Weise dahin, wo die Kiste mit den Papieren stand. Einer der Banditen war ihr gefolgt, eine Axt in der Hand haltend.

Sie wendete sich ruhig zu ihm und sagte: »Schlag' mir die Kiste ein!«

In der Hoffnung, dort Kostbarkeiten zu finden, folgte er bereitwillig ihrem Befehle, war aber sehr enttäuscht, nur beschriebenes Papier darin zu entdecken. Meine Mutter nahm den zusammengeschnürten Pack mit den Manuscripten und ohne von den beiden Kerlen weiter belästigt zu werden, eilte sie nach der Hausflur.

Als sie die Straße erreichte, hatte sich die Scene gänzlich verändert; das Feuer war näher gerückt und mit einem Schlage standen drei bis vier Häuser in hellen Flammen.

Ein furchtbarer Sturm schien dem Feuer voraus zu eilen. Fenster wurden aus den Angeln gerissen und ein Feuerregen drang in die Häuser. Jeder Widerstandsversuch der Löschmannschaft war unmöglich.

Ringsum das Geprassel der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Häuser, ein Schreien, Rufen, Fluchen durch einander, ein Drängen, Stoßen, bei Vielen ein bewußtloser Taumel.

Im Gedränge vorwärts geschoben, hielt meine Mutter krampfhaft den Bündel Manuscripte. Plötzlich wurde die Straße von einer dichten Rauchwolke verdüstert, die Alles zu ersticken drohte. Funkensprühender Aschenregen versengte ihre Kleider. Ihre Kräfte verließen sie und hätte sie nicht ein neben ihr gehender Spritzenmann mitleidig umfaßt, sie wäre von der vorwärtseilenden Menge zertreten worden und unrettbar verloren gewesen. Er lud sie auf seine starken Schultern und trug sie bis zum Jungfernstieg.

Als meine Mutter wieder zur Besinnung kam, lag sie auf einer Bank; ihr Retter war verschwunden... Beim festen Anklammern an dessen Schultern hatte sie das Packet Manuscripte fallen lassen und verloren.

Daheim waren Alle in großer Sorge und Angst um die Mutter; die Zeit verging und noch immer kehrte sie nicht zurück. Eine unserer Verwandten, von ihren Töchtern begleitet, kam Schutz suchend in unser Haus. Sie fragten nach meiner Mutter.

»Lottchen ist in meiner Wohnung,« erwiderte meine Großmutter, »sie will versuchen, etwas zu retten.«

»Ihre Tochter ist auf dem Neuenwall,« schrie unsere Cousine .... »Um Himmelswillen! Die ganze Straße ist ein Flammenmeer, ihre Tochter kann nicht mehr zurück — sie ist verloren.«

Trostlos jammernd lief meine Großmutter im Zimmer hin und her; wir Kinder weinten und schluchzten, waren aber noch zu klein und unerfahren, um den ganzen Umfang der Gefahr zu fassen.

Plötzlich öffnete sich die Thür, meine Mutter stand vor uns, aber in welchem Zustande! .... Ohne Hut, mit abgerissenen und versengten Kleidern und mit vom Ruß geschwärztem Gesichte ....

Ein Schrei der Freude, und Mutter und Tochter lagen sich in den Armen!

Meine Feder ist zu schwach, diese Scene zu schildern, und noch heute, wenn meine Mutter von dieser Begebenheit erzählt, wird das Auge ihrer Zuhörer feucht und mit angestrengter Aufmerksamkeit horcht man ihrer Erzählung.

Die gute Großmutter hatte den Verlust ihrer Habe verschmerzt, sie dachte nur an Harry's Manuscripte und an den möglichen Verlust ihrer Tochter.

Als sie sie zu wiederholten Malen in ihre Arme schloß, faltete sie die Hände zum Gebet, Gott preisend und dankend für die Erhaltung ihres Kindes.

* * *

Meine Großmutter war eine ernste Frau und lächelte nur selten, und dennoch schrieb sie ihrem Sohne

nach dem Brande folgende Zeilen: »Für diesmal mußt Du schon Nachsicht üben, daß mein Brief unfrankirt ist, aber die Post existirt nicht mehr!«

Heine war damals in Paris und während des Hamburger Brandes kamen täglich viele Leute zu ihm und erkundigten sich nach den dortigen Verhältnissen. Bereitwillig las Heine seine Briefe vor, auch denjenigen seiner Mutter, worin sie über die Frankirung sprach; doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er am folgenden Tage im »National« folgenden Artikel las:

Au milieu des évènements les plus graves il y a des caractères, qui conservent toujours une singulière personnalité. Nous en devons citer deux exemples. Nous avons eu sous les yeux deux lettres, écrites par deux habitants de Hambourg, témoins de l'incendie. L'une vient d'une vieille dame, dont la maison a été brûlée et qui écrit à son fils. Elle parle à peine de sa maison; mais elle était accoutumée à faire parvenir à son fils les lettres sans frais, et cela la préoccupe. »Je ne puis affranchir cette fois, dit-elle, parceque la poste est brûlée.«

Un anglais écrit en même temps d'une maison, que les flammes vont atteindre: »Quel spectacle! quelle horrible position! trente-six heures sans se faire la barbe! vingt-quatre heures sans manger!«

La dame allemande qui a écrit la première lettre est la mère du celèbre poète Henri Heine, l'autre missive est imprimée avec le plus imperturbable sang-froid, dans le »Morning Chronicle«.

* * *

Noch ein anderer Verlust war zu bedauern: Heine's Zeichnungen, die meine Großmutter wie Reliquien aufbewahrte und die in ihrem Schlafzimmer hingen. Zeichnen war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen und sein Lehrer, der berühmte Peter Cornelius in Düsseldorf, behauptete, er wäre zum Maler geboren. Als er die Universität besuchte, mußte er diese Studien aufgeben, da es ihm an Zeit gebrach.

* * *

Unter den beim Brande verloren gegangenen Papieren befand sich auch der Schluß des »Rabbi von Bacherach«, sowie auch Immermann's Briefe. Unter allen Dichtern seiner Zeit hat Heine Niemand so warm und innig geliebt als Immermann, »des Parnasses jungen Adler«, wie er ihn nannte. Er beklagte diesen Verlust noch lange und Immermann war vielleicht der Einzige, selbst die nächsten Verwandten nicht ausgenommen, der nie seinen Witz, seine satirische Laune empfunden hat. Unter andern auch ein Cyclus Novellen, wovon »Schäfchen« und »Die Hexe von

Goch«, von seinen näheren Freunden gekannt, als besonders interessant geschildert wurden.

* * *

Meine Mutter und auch mein Onkel Max erzählten uns, daß Heine eine jugendliche Neigung für ein junges phantasiereiches Mädchen, welches Josepha hieß, hegte. Ihr Onkel war Scharfrichter in Düsseldorf und lebte gänzlich vereinsamt in dem abgeschiedenen Freihause. Zu diesem so sinnigen, wunderbaren Wesen, das eine Waise war, fühlte sich Heine magnetisch hingezogen, und seine Besuche füllten oft ihre einsamen Stunden aus. In diesem düsteren, verfehmten Orte, in diesem Umgange, zu dem sich noch zuweilen des Scharfrichters Schwester, die sogenannte »Hexe von Goch«, mit ihren unheimlichen Volkssagen gesellte, liegt der erste Keim zu des Dichters so trüben Poesien. Dahin gehören die Traumbilder, z. B.:

»Ein Traum gar seltsam schaurig
Ergötzte und erschreckte mich.«

und das wunderbare Gedicht »Der Kirchhof«, welches also beginnt:

»Ich kam von meiner Herrin Haus
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtsgraus,
Und wie ich am Kirchhof vorübergeh'n will,
Da winken die Gräber ernst und still.«

* * *

Ein Ereigniß in dem Freihause, das ihm Josepha, die er im vertrauten Umgange Schäfchen nannte, in allen Einzelheiten wiederholt hat, ist Heine von frühester Jugend an bis zu seinem Lebensende stets in reger Erinnerung geblieben.

Eines Tages wurde Josepha frühzeitiger als sonst von ihrem Onkel auf ihre Schlafkammer gewiesen. Sie vermuthete etwas Geheimnißvolles und schlich sich gegen Mitternacht bis ins Wohnzimmer. Da sah sie wie allmählich im Zimmer sich Männer versammelten, die Alle mit scharlachrothen Mänteln bekleidet waren und ein Henkerschwert in den Händen hielten. Sie sprachen kein Wort, seufzten aus tiefem Herzen und erhoben sich, als die Mitternachtsstunde schlug, von ihren Sitzen. Ein Zug ordnete sich, der Onkel, gleichfalls in scharlachrothem Mantel, das Henkerschwert in der Hand, schritt voran. So ging es in mondscheinheller Nacht bis in das Dickicht des nahen Waldes.

Josepha war ihnen auch dahin nachgefolgt und erlauschte, wie ein Grab gegraben wurde, in welchem unter geheimnißvoller Ceremonie das Henkerschwert des Onkels bestattet wurde.

Es war nämlich ein uralter Brauch bei den Scharfrichtern in jenen Landen, daß das Henkerschwert, nachdem fünfzigmal mit ihm geköpft worden

war, von den Scharfrichtern und ihren Gesellen feierlichst begraben wurde.

Das Henkerschwert wurde nach einiger Zeit von der oben erwähnten Schwester des Scharfrichters, der sogenannten »Hexe von Goch«, die das Ereigniß gleichfalls von Josepha erfahren hatte, wieder ausgegraben und bei ihren Zauberkünsten in Anwendung gebracht.

* * *

Heine hatte viele Freunde, aber auch zahlreiche Neider und Feinde. Graf Platen war derjenige, der ihn am meisten ärgerte, und um sich ein für alle Mal Ruhe zu verschaffen, schrieb er eine Schmähschrift, worin er den Grafen als »Ausschuß des Adels« bezeichnete.

Seine Freunde sprachen sich tadelnd darüber aus; er gab ihnen Recht und sagte, es wäre eine traurige Nothwendigkeit, um ihn endlich einmal zum Schweigen zu bringen. —

Man tadelte Heine, daß er es mit der künstlerischen Form zu nachlässig und leicht nehme; doch dies war gewiß der ungerechteste Tadel, der ihn treffen konnte.

Es gab vielleicht nie einen Schriftsteller, der wie Heine der stilistischen Vollendung des Ausdruckes so hohen Werth beilegte. Selbst von jedem wichtigen Privatbriefe entwarf er ein Concept und mußte daher auf die Ausarbeitung seiner poetischen Werke eine gesteigerte



~~wünsche, den er fühlbarst ...~~
da wieder der fremde Einfluß obsiegen
würde. Vielleicht rechnet er zugleich auf
noch einige unbezwingliche Sympathieen, die
ihm Thiers allmählig verlustig gehen wird
und die ihm [illegible] dem
geblieben Guizot, zuflößen. Er, wie
einige böse Zungen versichern wir
ferner, Herr Guizot bilde sich ein, man liebe
ihn schon jetzt. Beweis genug die Selbstver-
blendung selbst bey den gescheutesten Köpfen:
Nein, Herr Guizot, wir sind noch nicht dahin
gekommen Sie zu lieben, aber wir haben
auch noch nicht aufgehört Sie zu verehren.
~~[illegible]~~
~~[illegible]~~
Trotz aller unserer Liebhaberey für Ihren
hinreißenden Nebenbuhler, und seine leichtfertigen
glänzenden Eigenschaften, [illegible]
[illegible], hat unsere Ehrfurcht
für Guizot sich eher vergrößert als
vermindert, es ist etwas Düsteres, Grundtiefes, in diesem Mann
und ich glaube die Interessen der
Menschheit liegen ihm gründlich am Herzen.

Und hinter mir ging wieder einher
Mein schwarz vermummter Begleiter,
~~Ich war so müde~~, mir brachen die Knie
~~Und seiner Bild. Ich wurde so müd~~
Doch immer gingen wir weiter

~~Ich war so müde~~, wir gingen weiter.
~~Wir gingen weiter doch auf~~ Mein Herz in der Brust
war klaffend aufgeschnitten.
~~In meiner Brust~~
Und aus der Herzenswunde herunter
die rothen Tropfen glitten.

Ich tauchte ~~[illegible]~~ manchmal die Finger hinein,
Und manchmal ist es geschehen
Daß ~~er~~ ich die ~~Häuser~~ Hausthürpfosten bestrich
Mit dem Blut im Vorübergehn.

Und jedesmal wenn ich ein Haus
Bezeichnet in solcher Weise,
~~Erscholl ein ein Geläute in der Fern,~~
~~Wie Erschollen ein~~ Ein Sterbeglöcken ~~in der Fern~~, erscholl
~~Wie Klagegewimmer so leise~~
~~Das Klaingefühl~~ Wehmüthig wimmernd u leise.

Am Himmel aber ~~wurde der Mond~~ erblich der Mond
~~Zuweilen über~~ Er wurde immer trüber
Gleich schwarzen Rossen jagten ~~dort~~ an ihm
Die ~~dunklen~~ wilden Wolken vorüber.



Sorgfalt verwenden. Ich stimme ganz mit Strodtmann überein, daß man nur eines jener anmuthigen Lieder, die so tändelnden Spiels von der Sängerlippe geflossen, im Manuscript anzusehen braucht, um zu erkennen, wie emsig Heine an Form und Gedanken feilte.

Auch August Lewald, der 1840 in seiner Zeitschrift »Europa« das Facsimile der Handschrift einiger Lieder mittheilte, bemerkte: »Wie gern überredet man sich nicht, daß der Dichter seine Lieder nur so hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle seiner Seele immer auch gleich die Gestalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuscripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Diese reizende Leichtigkeit, dieser rhythmische Wohlklang, diese scheinbare Nachlässigkeit, es ist Alles Frucht des sorglichsten Nachdenkens; die schärfste Kritik, das feinste Ohr wacht über diese Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung.«

Ich füge diesem Werke je eine Seite Poesie und Prosa seiner Handschrift bei, um zu zeigen, wie prüfend jedes Wort und jede Wendung überlegt wurde, bis endlich der bezeichnendste Ausdruck des Gedankens gefunden war.



Heine in Paris.

Heine gab sich alle erdenkliche Mühe, eine Professur- oder eine Staatsanstellung zu erhalten, doch vergebens. Das Damokles-schwert der Censur hing beständig über seinem Haupte, und Kerker und Verfolgung standen in Aussicht. Da reifte bei Heine der Entschluß der Uebersiedelung nach Paris, welcher bei seinen Freunden Börne, Maltitz und Michel Beer schon zur Ausführung gekommen war. 1831 führte er sein Vorhaben aus.

Mit Empfehlungsbriefen reichlich versehen, besuchte Heine die Salons der eleganten Gesellschaft und wurde dort mit den hervorragenden politischen, sowie literarischen Größen Frankreichs persönlich bekannt. Auch war er ein fleißiger Besucher solcher Kreise, wo berühmte Deutsche, welche vorübergehend in Paris weilten,

wie Felix Mendelssohn, Alexander von Humboldt, Dr. Koreff, Klaproth und andere sich täglich zusammen fanden.

Doch vor Allem fesselten ihn die herrlichen Galerien des Louvre, sowie die große Gemäldeausstellung, und gehören seine Berichte darüber zu seinen besten Arbeiten auf kunstwissenschaftlichem Gebiete, und trugen viel dazu bei, die Aufmerksamkeit deutscher Künstler auf den Fortschritt hinzulenken, der sich in der jüngsten Zeit in der französischen Malerei vollzogen.

Der Anblick jener unsterblichen Meisterwerke der italienischen Schule, die er in den Galerien von München, Venedig, Genua und Florenz kennen gelernt, hatten ihn mit solchem Entzücken erfüllt, daß Heine mit einem großen Vorurtheil gegen die französische Kunst die Gemäldeausstellung besuchte. Es ward ihm jedoch bald klar, welche Fortschritte die französische Künstlerschule gemacht habe, und er gab sich in enthusiastischer Bewunderung dem neuen Kunstgenuß hin.

Von den vielen Gemälden der Ausstellung, als: Ary Scheffer's »Faust und Gretchen«, »Leonore«, »Porträt Talleyrand's«, »Heinrich IV.« und »Louis Philipp«; Horace Vernet's »Papst Gregor XVI.«, »Judith«, »Camille Desmoulins« und die »Arretirung des Prinzen Condé, Conti und Longueville«; Delacroix'

»Barrikadenkämpfer aus den Julitagen«; Decamp's »Hundehospital« und »Patrouille des Hadschi Bey zu Smyrna«; Lessore's »Kranker Bruder«; Leopold Robert's »Schnitter« und »Italienisches Leichenbegängniß«, Paul Delaroche's »Die Todesfahrt Richelieu's,« »Der sterbende Mazarin«, »Die Ermordung der Söhne Eduard's im Tower« und »Cromwell am Sarge Karl's I.«, gibt Heine eine wahrhaft plastische Schilderung, einen so genauen Bericht über die Idee, Stimmung und Ausführung jedes einzelnen Bildes, daß die Feder des Schriftstellers der Phantasie des Lesers die beschriebenen Kunstwerke leibhaftig vor Augen führt.

* * *

Im November 1831 erschienen Heine's erste politische Berichte, welche in regelmäßiger Folge in der »Augsburger Zeitung« fortgesetzt wurden, jedoch, weil vom demokratischen Standpunkte ausgehend, mancher Verstümmelung durch die Censur unterworfen waren. Dieselben erschienen später im Originaltexte unter dem Titel »Französische Zustände« bei Campe in Buchform, wurden jedoch sofort nach Erscheinen in fast sämmtlichen deutschen Staaten verboten.

Heine lebte in Paris sehr angenehm und war ein fleißiger Besucher der verschiedenen Theater, der

Oper und der Concerte, lernte alle Notabilitäten der Bühne persönlich kennen, Arnel und Bouffé, Debureau und Odry, ebenso die Georges, die Dejazet und viele andere. Seine Pariser Briefe geben mehrfach Gelegenheit, seine feine Beobachtungsgabe als Kunstkritiker hochzuschätzen.

Schon im kaum vollendeten zweiten Jahre seines Pariser Aufenthaltes versuchte Heine sich beim französischen Publikum als Schriftsteller einzuführen, und die »Revue des deux Mondes« öffnete ihm ihre Spalten. Nur wer längere Zeit in Frankreich gelebt hat, kann sich einen Begriff von der Exaltation der Franzosen machen, und Heine's reiche Phantasie in einer so zauberischen stilistischen Gewandung, gewürzt mit französischem Witz und Geist, verschafften gleich seinen ersten Producten einen Enthusiasmus und eine Begeisterung, die seine früheren Erfolge in Deutschland bei weitem übertrafen.

Er fand aber bei seinen französischen Freunden Loeve-Veimars, Gerard de Nerval, Edouard Grenier und St. René Taillandier große Unterstützung, und ist auch hier seine peinliche Gewissenhaftigkeit zu bewundern, mit der er mit ihnen oft fünf- bis sechsmal eine einzelne Phrase durchging, um im fremden Sprachgewande den Gedanken so wieder zu geben, wie er ihn gefühlt und gedacht hatte.

Heine's stürmisches Begehren nach religiösen Reformen und politischer Freiheit hatte ihm bei dem fortschreitenden Treiben der Reaction nicht allein die Dunkelmänner zu Feinden gemacht, sondern auch viele seiner früheren Feinde und selbst Glieder des »jungen Deutschlands« ergingen sich in feindseligen Angriffen gegen ihn. Man warf ihm vor, daß die drakonischen Beschlüsse des Bundestages gegen die Presse durch seine Ausschreitungen herbeigeführt worden seien, und Schmähungen und gehässige Verläumdungen wucherten pilzartig in den Tagesblättern empor, ohne daß Heine etwas dagegen schreiben konnte, da die Censur den Abdruck seiner Entgegnung beanstandete.

Auch heute noch, nachdem fünfundzwanzig Jahre seit dem Tode des Dichters verflossen, wird es ihm noch nicht verziehen, seinem Jahrhundert vorausgeeilt zu sein, und Neid und Mißgunst suchen seine Verdienste zu schmälern. Und diese Angriffe gehen selbst auf seine Familie über und auch ich wurde zur Zielscheibe derselben gemacht, als meine »Erinnerungen an Heinrich Heine« erschienen.

* * *

Der Dichter hatte eine außerordentlich gefällige Natur und wo er konnte half er mit Vergnügen.

Diese Mildthätigkeit wurde jedoch von seinen Landsleuten oft stark ausgebeutet, und gewöhnlich mit Undank belohnt, indem sie erlogene Feuilleton-Artikel in die Welt schickten oder Zeitungs-Correspondenzen mit allerlei Klatschereien über ihn ausfüllten. Diese Widerwärtigkeiten veranlaßten Heine sich gegen Laube zu äußern: »Mir kommt aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches und die Mehrzahl der Deutschen, die mir in Paris zu Gesicht gekommen, haben mich wahrlich vor Heimweh geschützt.«

Trotz dieses harten Urtheils ließ sich Heine nie abhalten, wenn es galt, Deutschen zu helfen und dieselben mit Wohlthaten zu überhäufen. Strodtmann erzählt: »Seine Börse war immer allen Nothleidenden geöffnet, er verbürgte sich oft mit bedeutenden Summen für ihm nur oberflächlich bekannte Personen, er lieh ihnen Hunderte von Francs ohne die mindeste Aussicht, je einen Centime wieder zu erhalten«, und wir könnten mehr als ein Beispiel anführen, daß er bedürftigen Landsleuten, deren Verlegenheit er errieth, unaufgefordert in der discretesten Weise Geldmittel anbot, oder seinen Einfluß anwandte, ihnen Arbeit und Brod zu verschaffen. So berichtet Kertbeny aus eigener Erfahrung; so erzählt uns auch der schwäbische Naturdichter Niclas Müller aus Stuttgart, der als Buchdrucker bei

Cotta beschäftigt gewesen und im Frühjahr 1838 nach Paris kam, daß er von Heine, an welchen er keinerlei Empfehlungen besaß, aufs freundlichste empfangen wurde, und auf seine Klage, daß er keine Stelle finden könne, durch die warme Fürsprache und Vermittlung desselben sofort ein gut salärirtes Engagement in einer großen französischen Bilderdruckerei erhielt.

Aber nicht allein seinen Landsleuten erwies er Wohlthaten, sondern seine Bereitwilligkeit, Nothleidenden zu helfen, erstreckte sich, wie Jedermann weiß, auch auf Alle, welche in nähere Berührung mit ihm kamen, sowie auf Jeden, der bei ihm Hilfe suchte.

Mir wurde aus glaubwürdiger Quelle Folgendes mitgetheilt:

»Ein junger Maler, Benoit, den er nur im Café kennen gelernt, gestand ihm eines Tages, daß er ohne Mittel sei, ein angefangenes Porträt zu vollenden. Heine sandte ihm am folgenden Tage 300 Francs, mit der Bitte, sich keineswegs mit seinem Bilde zu übereilen.«

Ein junger, viel Talent verrathender Dichter war in Verzweiflung, daß er Soldat werden müsse, ohne durch Bezahlung eines Stellvertreters diesem Lose entgehen zu können. Gerard de Nerval theilte Heine das Unglück des von Beiden gekannten Jünglings mit.

Sofort rief Heine den Verzweifelnden herbei, setzte sich mit ihm in einen Fiaker und stellte ihn einem Bankier seiner Bekanntschaft vor, der nach Mittheilung der Sache bereitwillig die 1000 Francs vorschoß, deren der junge Poet bedurfte, um sich einen Stellvertreter zu verschaffen.

Ich könnte noch viel Derartiges anführen, fürchte jedoch den Leser zu ermüden, und will mit einem von Alfred Meißner erzählten Vorfall schließen.

Im Winter 1847, dem letzten Jahre der Julimonarchie, berichtete ein Zeitungsblatt, daß ein verarmter, brustkranker Musiker, Namens Gallien, eine Bittschrift eingereicht habe, worin er den König ersuchte, im Treibhause des Luxembourg auf einem Orangentopfe, aus dem soeben der Baum genommen war, wohnen zu dürfen. So werde er wenigstens ein ruhiges, warmes Obdach haben und im Stande sein, die Partitur einer Oper zu beendigen, nach deren Verkauf er das Treibhaus wieder zu verlassen gedenke. Heine kannte den phantastischen Bittsteller, aber derselbe war ihm seit Jahren aus den Augen gekommen. Kaum hörte er von seiner Noth, als er sich, trotz seiner damals bereits sehr schwachen Gesundheit, aufmachte und den Unglücklichen in seiner hohen windigen Dachkammer aufsuchte. Er traf ihn im Bette, auf einem mit Noten bedeckten Lager, pfeifend und schreibend.

»Gallien,« redete er den Kranken an, »Sie haben eine wunderliche Bittschrift eingebracht.«

»Scheint sie Ihnen so thöricht?« fragte der Musiker. »Sehen Sie sich diese Dachstube an, in welcher der Wind durch alle Löcher pfeift, dies elende Lager, und sagen Sie selbst, ob ich es nicht auf dem Orangerie-topfe besser hätte?«

»Aber Sie sind nun einmal kein Pomeranzen-baum.«

»Freilich, nicht einmal ein Holzapfelbaum. Folgt aber daraus, daß ich absterben soll? Ich frage Sie, bin ich ein Talent?«

»Sie wissen, wie sehr mir Ihre Lieder gefallen haben.«

»Nun, dann verdiene ich auch, daß man mir zum Wenigsten ein wenig warme Luft nicht mißgönnt. Meinen Sie nicht, daß mir der Aufenthalt in einem Treibhause eine Reise nach Neapel oder Nizza ersetzen könnte? Ich verspreche, daß meine Oper gut wird, wenn die Regierung mir dies Asyl gewährt.«

»Auch mir,« erwiderte Heine nachdenklich, »würde eine Reise nach Italien wohlthun — wir sind Beide krank! Aber ich könnte nicht allein hinreisen, und es wäre eine theure, unerschwingliche Sache. Ich will sehen, ob ich Sie statt meiner nach Italien senden

kann. Leben Sie wohl! Wenn meine Bemühungen gelingen, sollen Sie bald von mir hören.«

Er stieg die drei Treppen wieder hinab und fuhr zu Thiers, um den noch immer mächtigen Staatsmann, der ihm viele Beweise des Wohlwollens und der Hochachtung gegeben, für den armen Musiker zu interessiren. Aber Heine's Fürsprache blieb unbeachtet und Gallien's Bittschrift wurde als durchaus unvernünftig bei Seite gelegt.

Der arme Mann erlag im Frühjahr seinen Leiden, und Heinrich, der es auch an Geldunterstützungen nicht hatte fehlen lassen, war einer der Wenigen, die ihn zur letzten Ruhestätte geleiteten.

*   *
*

Levin Schücking erzählt, daß Venedey's urteutonische Kernnatur Heine oft ein Sprühfeuer von Witzen entlockte.

Venedey hatte, nachdem er ein vielbändiges, sehr trockenes politisches Werk veröffentlicht hatte, zur Zeit als Lola Montez in München mit ihren Abenteuern die ganze Presse erfüllte, voll tugendsamer Entrüstung über die Schmach, daß in Deutschland eine Maitresse à la Pompadour Einfluß auf die Leitung der Staats-

angelegenheiten gewinne, ein Büchlein: »Die spanische Tänzerin und die deutsche Freiheit« geschrieben.

Auf die Frage, ob Heine die Broschüre gelesen, antwortete derselbe: »Nein. Ueberhaupt lese ich nur die großen Werke unseres Freundes. Die drei-, vier- oder fünfbändigen sind mir die liebsten. Wasser in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Wasser ist eine schöne Sache — in Kaffeelöffeln kann ich es nicht leiden.«

* * *

Von den hervorragenden politischen Flüchtlingen, mit denen Heine früher häufig in Berührung kam, zog er sich später ganz zurück, und auch mit Börne brach er gänzlich, seit dieser die Ehrlichkeit seiner demokratischen Gesinnung öffentlich zu verdächtigen begann, und mied alle Zirkel, wo er mit ihm zusammentreffen konnte. Als Börne später gegen Heine's Onkel, der zum Besuch in Paris weilte, den lebhaften Wunsch aussprach, ihn mit demselben wieder auszusöhnen, wies Heine jede Versöhnung schroff zurück, da dieselbe nur zu neuen Mißverständnissen führen könnte. Börne war kleinlich genug, in seinen Pariser Briefen durch neue giftige Angriffe es Heine entgelten zu lassen, und sich der Ausdrücke wie: er sei eitel, gemein, gesinnungslos,

liederlich, herzlos und geistlos, zu bedienen. Er schmähte sogar seine Schriften. Heine schwieg damals und gab erst nach dessen Tode sein Buch über Börne heraus.

Mein Vater war ein großer Verehrer Börne's, und konnte sich nicht enthalten, Bemerkungen zu machen. Heine antwortete ihm: »Sie haben Recht, es wäre besser gewesen, zu Börne's Lebzeiten dieses Buch zu veröffentlichen, aber bei seinem galligen Charakter hätte er sich wahrscheinlich todt daran geärgert, und meine Widersacher hätten mich für seinen Tod verantwortlich gemacht.«

Aber auch die Rache der Anhänger Börne's blieb nicht aus, und namentlich schrieb Gutzkow, unterstützt von seinem Sancho Pansa, Ludwig Wihl, in der von ihm redigirten Zeitschrift »Der Telegraph« geharnischte Artikel gegen Heine.

Zu dieser Zeit war das Haus meiner Eltern der Sammelplatz aller Schöngeister, die in Hamburg weilten. Gutzkow kam fast täglich zu meiner Mutter, und bat sie inständig, ihn mit Heine wieder zu versöhnen, da er sein Verfahren bereue. Heine wies stolz jede Annäherung zurück; denn Gutzkow's Rücksichtslosigkeit, für den er früher wirkliche Freundschaft empfunden, hatte ihn zu sehr verletzt. Ueber Wihl, der von ihm so viele Wohlthaten in Paris genossen und sich so undankbar bewies, lachte er nur.

Wihl hielt sich für den größten Dichter Deutschlands, klagte, er werde von Niemand verstanden, mit einer einzigen Ausnahme. Er traf in einer Gesellschaft eine junge Dame, die ihm aufmerksam zuhörte und ihn bewunderte; doch erfuhr man später, daß das arme Wesen schwachsinnig war.

Wihl belästigte den Dichter mit überlangen Besuchen, und setzte seine Geduld auf die härteste Probe, als er ihn in Paris aufsuchte. Er las ihm fortwährend Gedichte vor, und klagte, keinen Verleger für seine Meisterwerke finden zu können.

Mein Onkel sagte von ihm, Wihl ist der klebrigste Mensch, den ich kenne; wenn er fort geht ist mein Kopf stets so wüste, und ich fühle mich so dumm, daß ich immer glaube, es ist etwas von ihm kleben geblieben.

Wihl ist nachher verschollen; Einige behaupten, er sei, als er durch Schriftstellerei keine Existenz mehr fand, Schullehrer in einem kleinen rheinischen Städtchen geworden.

* * *

Jeden Sonntag war Gutzkow der Gast meiner Eltern beim Mittagsmahl, wo nur Künstler und Schriftsteller eingeladen wurden. Nach Tische las Gutzkow

eines Tages seinen »Saul« vor, eine Tragödie in fünf Acten, die, so viel ich weiß, nie aufgeführt wurde.

Meine Mutter, von einer Schlittenpartie und dem getrunkenen Champagner ermüdet, nickte beim dritten Acte ein und bewegte den Kopf hin und her. Frau Assing, die Schwester Varnhagens, sprang entsetzt auf und rief: »Himmel! Madame Embden wird ohnmächtig!«

Sie glaubte als große Verehrerin Gutzkow's, daß der tragische Effect des Stückes so mächtig auf sie eingewirkt habe; denn daß man bei einem Stücke Gutzkow's schläfrig werden könnte, davon hatte sie keine Ahnung.

Meine Mutter fuhr erschreckt in die Höhe, entschuldigte sich bei ihren Gästen und bat um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, da sie sich unwohl fühle. Zwei lange Acte waren noch anzuhören, da fürchtete sie, zum zweitenmale einzunicken.

Sie schrieb ihr Mißgeschick ihrem Bruder in launiger Weise, erzählte von einer neuen Krankheit, die sie so plötzlich befallen, die man Schläfrigkeit nennt, und Heine erwiderte: »Sorge dafür, liebes Lottchen, daß mir Campe den »Saul« sofort nach Erscheinen nach Paris sendet; ich leide viel an Schlaflosigkeit und da kann mir dies vortreffliche Stück von großem Nutzen sein.«

Unter Heine's nachgelassenen Papieren fand man über Gutzkow* folgendes:

---

* Karl Gutzkow wurde den 17. März 1811 in Berlin geboren und war ein geachteter deutscher Schriftsteller. Sein Aeußeres ließ viel zu wünschen übrig. Seine Erscheinung war eigenthümlich. Eine gedrungene Gestalt von mittlerer Größe, sehr hohe Schultern, zwischen denen der ziemlich große Kopf saß, von glatthängenden, dicken, blonden Haaren umwallt, ein classisches Profil, ein feiner Mund mit einem Knebelbart, den seine weiße Hand häufig strich. Er war ungemein kurzsichtig und sah dabei doch Alles. Er beurtheilte ganz fremde Menschen oftmals in ihrer Richtigkeit zum Erstaunen. Schroff in seinem Urtheil machte er sich viele Feinde. Er wurde als Dramaturg nach Dresden berufen, mußte aber dieser Stellung bald wieder entsagen; denn die Koryphäen der dortigen Bühne, z. B. Emil Devrient, Frau Beyer-Bürk &c., waren zu selbstbewußt, um den mindesten Tadel zu ertragen. Er ist der Verfasser von »Uriel Acosta«, »Königslieutenant« und anderen Bühnenstücken, die gefielen; »Richard Savage« und »Werner« wurden in Hamburg ausgepfiffen. Streng gegen Andere, verlangte er Nachsicht für sich selbst, wurde böse, wenn man ihn tadelte, und die gerechte und abfällige Kritik von Julian Schmidt lähmte seine Kraft. Gutzkow hatte Verdienste und Fehler, konnte aber nie verschmerzen, daß man ihn nicht genug zu schätzen wußte. Seine literarische Laufbahn zerfällt in drei Perioden. Bis 1840 war er Journalist, bis 1848 schrieb er für die Bühne, und nach dieser so begebenheitsreichen Epoche widmete er sich dem Drama und dem Romane. In seiner Jugend hatte er in Heidelberg theologische Studien, dann Philosophie und Jurisprudenz betrieben, und als man ihm diesen Wechsel der Materien vorwarf, antwortete er: »Mein Grundsatz ist, mich da zu vervollkommnen, wo meine Fähigkeiten ausreichend sind.« Er wäre als Professor an einer Universität an seinem Platze gewesen, denn Wenige

»Die Natur war sehr bescheiden, als sie ihn schuf, ihn, den Unbescheidensten. Seine Darstellung und Sprache

---

nur waren in der Aesthetik und der Literaturgeschichte so bewandert wie Gutzkow. Den Mangel an Freunden empfand er schmerzlich, doch war sein zänkischer Charakter Schuld daran. Er war nie ein populärer Dichter, denn nur die gebildetere Classe las seine Werke. Er war zweimal verheiratet. Seine erste Frau war sehr beschränkt, seine zweite Frau wußte ihren Platz an seiner Seite zu behaupten. Lebenssorgen machten sich bei ihm fühlbar, und obgleich sein Hausstand höchst einfach war, konnte er den Anforderungen der Seinigen nicht genügen. Er hatte viel Geld verdient, aber seine zahlreiche Familie bedurfte mehr als er geben konnte. Als »Monte Christo« in Frankreich erschien und dieser unbestrittenen Erfolg hatte, kam er auf den Gedanken, den »Zauberer von Rom« zu schreiben. Um ein solches Buch zu schreiben, bedurfte er der Ruhe, und um sich ausschließlich dieser Arbeit zu widmen, trennte er sich für einige Zeit von seiner Familie. Er bezog eine möblirte Wohnung und wurde unsichtbar für Alle. Der Kampf ums Dasein fesselte ihn an den Schreibtisch, und keine Herzensfreude erleichterte diesen Kampf. Der erste Band erschien, acht andere Bände folgten ihm. Die Einsamkeit wurde ihm unerträglich und er vereinigte sich von Neuem mit seiner Familie. Die »Ritter vom Geiste«, »Basedow und seine Söhne«, sein Blatt »Der häusliche Herd« hatten keinen großen Erfolg, drückten ihn nieder und machten ihm schlaflose Nächte. Freunde verschafften ihm den Posten als Secretär der Schillerstiftung, den er dankbar annahm; diese Stellung gewährte ihm jedoch keine Befriedigung, denn er betrachtete sie als ein verstecktes Almosen. Auch hier fand er nicht den Frieden, den er suchte; er sah sich in den Schattengestellt, und dies wirkte erlahmend auf seine productive Kraft, bildete das Vorspiel zu dem Drama, das in Freudenstadt abschloß. Seiner Vernunft beraubt und leidend, bewohnte er lange diesen Ort, wurde jedoch

hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesschwächen des Publikums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und schmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, er weiß es. Er gibt dem Publikum keine eigenen Impulsionen, sondern er empfängt sie von demselben; er zieht die Livrée der Tagesidee an, er ist ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzbuckelt und verlangt sein Trinkgeld.«

* * *

Feinde hatte Heine in Menge, aber auch treue Freunde, worunter die hervorragendsten waren: Gatty, ein bedeutender Schriftsteller über Kunst und Musik, Alexander Weill, historischer Romanschriftsteller, Seufert, ein geistreicher Correspondent vieler Zeitungen über Kunst und Wissenschaft, Fürst Pückler-Muskau, Wolff, Detmold und viele Andere. Jeder bedeutende Deutsche, der nach Paris kam, hielt es für Pflicht und Schuldigkeit, Heine zu besuchen. Er empfing jeden aufs freundlichste, und entzückte Alle durch seinen sprudelnden Witz und seinen Hang zur Satire. Stundenlang konnte er plaudern, ohne seine Zuhörer zu ermüden. Ich spreche von der Zeit seines Wohlseins.

---

geheilt entlassen. Er war ein geknickter Mann; er schrieb nicht mehr wie früher, Lust und Liebe fehlten ihm. Den 16. December 1878 starb er zu Sachsenhausen, nur von Wenigen betrauert.

Ein anderer sehr intimer Freund Heine's war Doctor G. Massarellos in München. Als er meine »Erinnerungen an Heinrich Heine« las, hatte er die Güte, die Duellgeschichte in Paris zu berichtigen und schrieb darüber Folgendes an die »Augsburger Allgemeine Zeitung«:

»Aus den Notizen meines Tagebuches: Am 29. April 1837 kam in der Früh mein Universitätsfreund Doctor Hermann Detmold (Detmold war später Advocat in Hannover, dann Mitglied des Frankfurter Parlaments und Reichsfinanzminister) in großer Aufregung zu mir und erzählte, daß er Tags zuvor mit unserem Freunde Heinrich Heine und dessen nunmehriger Witwe, der damals reizend schönen Mathilde, im »Boeuf à la mode, Rue des bons enfants«, einem in jener Zeit sehr beliebten Restaurant bourgeois dinirt habe. An einem Nebentisch dinirten sechs französische Studenten. Diese verfehlten nun nicht, mit der schönen Nachbarin auf das auffälligste zu kokettiren und anzügliche Reden fallen zu lassen, bis endlich Heine in seiner bekanntlich grenzenlosen Eifersucht plötzlich aufstand und dem nächsten der jungen Herren eine eclatante Ohrfeige gab. Detmold machte dazu den Witz: der Wirth habe auf seine Speisekarte unter die Omelette soufflée nunmehr auch ein Soufflée à la Heine zu setzen. Die

jungen Leute sprangen auf und gingen mit Messern und Stühlen auf Heine los. Der Scandal war natürlich arg, bis endlich der Wirth, die Kellner und noch einige anwesende Gäste sich ins Mittel legten und Heine gegen seine sechs Angreifer in Schutz nahmen. Karten wurden dann ausgetauscht, und an Heine erging sofort eine Forderung auf Pistolen. Der Beleidigte war ein étudiant de l'école du droit, de L. von altadeliger Familie.

So die Erzählung Detmold's, mit welchem ich nun sofort zu Heine ging. Diesen fand ich sehr aufgeregt; er bat mich, diesen bösen Handel zu entwirren und ihm zu secundiren. Als zweiten Secundanten — Detmold war zu zartfühlend, um als Gibbosus sich eventuellen Spötteleien auszusetzen — wählten wir den jungen Grafen Gurowski, einen in der haute volée, zumal im Jockey-Club, sehr beliebten Polen, intimen Freund des bekannten russischen Weltreisenden Marquis de Custine. (Graf Gurowski entführte später eine spanische Infantin und lebt noch mit derselben verheiratet in Brüssel.) Als solchem standen Gurowski ein sehr reicher Marstall, sowie Equipagen nach Auswahl zur Verfügung. Dieses bestimmte uns auch bei seiner Wahl als Secundanten, da Heine gern glänzend auftreten wollte, und weder Detmold noch ich im Stande waren, in dieser Richtung einen ergiebigen Trumpf auszuspielen.

Die Secundanten unseres Gegners waren ein Baron Durand und ein Cavallerie-Capitän Bérard. Mit diesen beiden Herren setzten Gurowski und ich uns sofort ins Einvernehmen, und es wurde bestimmt, daß das Duell auf 15 Schritte Barrière mit einfachen Cavallerie-Feuersteinpistolen am 1. Mai 6 Uhr Morgens im Bois de St. Cloud stattfinden solle. Graf Gurowski holte Heine und mich dann auch rechtzeitig in einer sehr eleganten Equipage mit Vollblut-Viergespann ab. Er kutschirte selbst, der Kutscher in brillanter Livrée saß neben ihm. Wir ließen die Equipage im Restaurant du parc und gingen ins Bois, wo unsere Gegner eben in einem Fiaker angekommen waren. Waren wir auch von Anfang an von der Hoffnung beseelt, die ganze unangenehme Affaire friedlich abmachen zu können, so wurde uns den beiden gegnerischen Secundanten gegenüber die Ausführung doch schwer. Ich hob besonders die Persönlichkeit Heine's als hochstehenden lyrischen Dichter hervor, betonte zumal seine Nervosität und Eifersucht. Provocirt durch die Stichelreden der Studenten sei Heine höchstgradig aufgeregt und ganz unzurechnungsfähig gewesen. Er bereue jetzt seine That, und sei bereit, dem Beleidigten gegenüber eine Entschuldigung auszusprechen. Nach vielem Hin- und Herreden gaben sich endlich der Beleidigte und seine Secundanten mit dieser Erklärung

zufrieden, erließen Heine jede persönliche Entschuldigung, wollten aber von einer Versöhnung durch Händereichen nichts wissen.

Der junge de L. fuhr mit einem seiner Secundanten sogleich davon, der andere frühstückte mit uns im Restaurant du parc. Tags darauf erzählte ein Pariser Journal, zu meiner größten Verwunderung, Heine habe, von der Kugel seines Gegners nicht getroffen, großmüthig in die Luft geschossen. Dies ist der thatsächliche Hergang der berühmten Duellgeschichte.

München, 5. December 1880.

Gez.: Dr. G. de Massarellos, prakt. Arzt.«

Ich dankte dem Doctor Massarellos aufs verbindlichste und bat ihn, wenn möglich, mir einige Briefe meines Onkels zu schicken. Er bedauerte nichts Geschriebenes zu besitzen, theilte mir jedoch einige Anekdoten mit, die aber nicht zu veröffentlichen sind.

Unter Anderm schrieb er mir: »Im freundschaftlichen Verkehr mit Ihrem berühmten Onkel stand ich nur im Winter und Frühjahr 1836 bis 1837, verließ dann Paris, wo ich meine Kindheit und erste Jugend verlebte, auf mehrere Jahre.

Bei meiner Rückkehr fand ich Ihren Onkel sehr leidend, und besuchte ihn nur selten. Zu meiner Zeit war Dr. H. Detmold, dessen literarische Producte

Ihnen bekannt sein werden, sein intimster Freund. Dieser heiratete 1849 eine Gräfin Blickersdorf in Frankfurt und starb daselbst. Die Witwe soll dort noch leben. Von der Hand Ihres Herrn Onkels besitze ich nichts, als das Geschenk seines Buchs der Lieder und den »Improvisator« von Andersen. Dr. Detmold muß Manches von ihm besessen haben, und würde es sich wohl der Mühe lohnen, deshalb bei der Witwe anzufragen.« ꝛc. ꝛc.

Ich verfehlte nicht nach Frankfurt zu schreiben, und Mme. Detmold antwortete, daß sie leider anderweitig über die Papiere ihres Mannes verfügt habe.

Auszug aus einem andern Briefe des Dr. Massarellos: ....

»Ihr großer Onkel sprach oft mit inniger Liebe von den Seinen, und rühmte die Schönheit seiner Schwester.... Ich werde Ihnen etwas von Ihrem unsterblichen Onkel erzählen:

Detmold's Bruder, Karl, ein junger Mann von 17 Jahren, kam zum Besuch nach Paris, war mit seinem Bruder oft in meiner Familie und ward auch in Berücksichtigung seiner unschuldigen Jugend oder jugendlichen Unschuld, wie Ihr Onkel sagte, gnädigst in dessen Familienkreis gezogen.

Einstmals von einem Spaziergang heimkehrend, lief Mathilde eiligst die Treppe hinauf, während wir drei Herren langsam nachfolgten. Da gewahrte nun der eifersüchtige Geliebte — o Graus! — wie der unschuldige Karl sich bückte, um .... Mathildens Extremitäten zu bewundern!

In der Wohnung angelangt, rief Ihr Onkel den Doctor in sein Privatzimmer, ging mit verschränkten Armen ganz verstört auf und ab, und sagte, Detmold's Arm fassend: »Hermann! der Knabe Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.« *

Der nichts weniger als noch unschuldige Karl Detmold hatte von diesem Augenblick an das intime Familienleben bei Ihrem Onkel auf immer verscherzt.«

* * *

Von Heine's Freunden waren in den dreißiger Jahren viele seiner liebsten in Deutschland gestorben, und namentlich berührten ihn schmerzlich der Tod Ludwig Robert's und seiner Gattin Rahel, seines Oheims Simon v. Geldern, Moser's, Gans', Rosa Maria Assing's, der Schwester Varnhagen's, und seines treuen Freundes Immermann. Heine schloß sich jetzt mehr den französischen Schriftstellern an und verkehrte

* Schiller's »Don Carlos«.

namentlich viel mit Alexander Dumas, Jules Janin, Theophile Gautier, Alfred de Vigny, Mignet, Thierry, Custine, Béranger, Alfred de Musset, Frederic Soulié, Eugène Sue, León und Emil de Girardin. Auch war er ein öfterer Gast in den Salons der Gräfin d'Agoult, welche als Schriftstellerin unter dem Namen Daniel Stern bekannt ist, und schloß sich dort Emil de Girardin und seiner geistreichen Gemahlin, sowie Hector Berlioz, dem Componisten, und dem Sänger Roger an. Der geniale Musiker Ferdinand Hiller gab reizende Soiréen, und Heine versäumte niemals, sich hier einzustellen, denn er liebte gute Musik über Alles, und hier horchte er mit Entzücken den Klängen Chopin's und Thalberg's, und wurde mit Cherubini, Nourrit und Onslow bekannt, die Stammgäste in diesem Hause waren.

Da Hiller mir bekannt ist, und ein intimer Freund meines Onkels war, bat ich ihn, daß er mir einige Briefe zum Abdruck leihen möge; doch auch hier bekam ich verneinende Antwort.

Hiller schrieb mir: .... »Während meines Pariser Aufenthaltes sah ich Heine sehr oft (von 36 bis zu seinem Tode war ich nur noch drei Mal bei ihm). Er war mir allerdings sehr gewogen, und ich bin ihm dafür stets dankbar geblieben. Noch während seiner Krankheit beschrieb ich einen Besuch, den ich ihm abgestattet

— er bezeigte mir seine Zufriedenheit, daß ich im folgenden Jahr ihn wieder sah. Der Aufsatz findet sich in der ersten meiner Sammlungen, betitelt: »Aus dem Tonleben der Gegenwart«. Später sprach ich mich über meine Berührungen mit ihm in einem Bande aus, der großen Erfolg hatte, und den Titel führt: »Briefe an eine Ungenannte«. Von Heine habe ich nur zwei bis drei Briefe, die sich in dem Anhang der Strodtmann'schen Sammlung finden. Sie sehen, gnädige Fürstin, ich bin ganz leer und ausge—heinet ꝛc. ꝛc.

Barcelona, 2. März 1881.

Gez.: Ferdinand Hiller.«

Von Heine's Freundschaftsbeziehungen zu Liszt habe ich schon in meinen »Erinnerungen« gesprochen. Liszt gestand mir, daß von der ganzen Correspondenz der beiden Freunde nichts mehr existire. Liszt hatte die üble Gewohnheit, seine Briefe zu vernichten; denn während seines Nomadenlebens war es unmöglich, Alles mit sich herumzuschleppen. Das Wenige, welches der Zerstörung entging, fiel gierigen Autographensammlern anheim.

Graf Aurel Deffnofsky war lange in Correspondenz mit ihm, so wie auch der polnische Parteiführer Morawski, die Fürstin Belgiojoso, der Graf Auersperg und viele Andere.

Bei Rothschild war Heine ein intimer und gern gesehener Freund und namentlich ehrte er dessen Gattin, deren mildthätigen Sinn er oftmals zur Unterstützung bedrängter Landsleute in Anspruch nahm, wenn seine eigene Casse erschöpft war. Ihr widmete er sein schönes Gedicht »die Engel«.

Baron v. Rothschild, der wie so viele Geldleute oft geringschätzige Urtheile über Künstler fällte, ward von Balzac in seinem Roman »La maison Nucingen« sehr lächerlich gemacht und noch schlimmer erging es ihm mit Horace Vernet, mit dem er über den Preis feilschte, als er sich von ihm porträtiren lassen wollte. Die von Vernet verlangte Summe fand Rothschild zu hoch, worauf der beleidigte Künstler sagte: »Nicht billiger — oder gratis.«

Er malte auf seinem berühmten Bilde: »Die Wegnahme der Smala Ab del Kader's« den Baron in Gestalt eines fliehenden Juden, der, ohne sich um das Gemetzel zu kümmern, seine Schätze zu retten sucht.

Friedrich Steinmann verfaßte eine Geschichte des Hauses Rothschild, welche bei Hoffmann und Campe erscheinen sollte und worin der Baron sehr mitgenommen wurde, welche aber durch Heine's Vermittlung nicht in die Oeffentlichkeit kam. Der Verfasser wurde durch

Auszahlung des Honorars für die Schmähschrift abgefunden.

Rothschild war dem Dichter sehr dankbar dafür und hegte eine große Zuneigung für ihn, und obgleich von heftigem, aufbrausendem Charakter, ließ er sich durch Heine's persiflirende Bemerkungen nie irritiren und war der Erste der über einen auf seine Kosten gemachten Witz lachte.

Bei einem Gastmahl fragte er Heine: »Sie sind ein großer Gelehrter, können Sie mir sagen, warum dieser Wein Lacrymae Christi heißt?« — »Uebersetzen Sie nur; Christus weint, wenn Leute, die nicht an ihn glauben, diesen vortrefflichen Wein trinken, während Gläubige oft hungern und dürsten müssen.«

Mein Onkel erzählte uns oft recht ergötzliche Anekdoten von Rothschild und wir hörten ihm immer mit Vergnügen zu.

Eines Tages begegnete Heine Rothschild auf der Straße. »Wie geht es Ihnen,« fragte der Dichter. Der Baron erwiderte: »Schlecht, die Politik macht mich ganz verrückt.« Heine antwortete: »Ehe sie nicht Ihr Geld zum Fenster hinauswerfen, glaube ich nicht daran.«

* * *

Unter Anderm, sagte Heine von Rothschild: »Er träumte, er habe 100.000 Francs den Armen gegeben, und ward krank davon.

* * *

Auch Rothschild könnte eine Walhalla bauen, ein Pantheon aller Fürsten, die bei ihm Anlehen gemacht.

* * *

Jeder der kein Geld mehr hat, wird ein Feind Rothschild's.

Einem Communisten, welcher mit Rothschild seine 300 Millionen theilen wollte, schickte er seinen Theil, fünf Sous, und sagte: »Nun laß mich zufrieden«. *

Anekdoten.

Heine besuchte oft den Frank'schen Buchladen in Paris, wo er einem österreichischen Schriftsteller begegnete, der Schulden halber Wien meiden mußte. Dieser drängte sich an Heine und sagte, als seine Bücher in Oesterreich verboten wurden, daß dieses Verbot weniger gegen ihn, als gegen seinen Verleger Campe gerichtet sei, da es in Wien hieße, er ließe sich von Oesterreich bezahlen. Ruhig lächelnd erwiderte Heine: »Herr V.,

---

* Aus Heine's gedrucktem Nachlaß.

Sie irren sich, ich werde ebensowenig von den Oesterreichern bezahlt, wie die Oesterreicher von Ihnen bezahlt werden.«

V.'s also abgefertigtes Gesicht ward so roth wie sein Bart und er entfernte sich eilig.

* * *

Gustav Heine besuchte seinen Bruder in Paris, von seiner Gattin begleitet, welche häßlich, klein und schmächtig war. Als Heine sie zum erstenmal sah, sagte er mit einem Blicke auf seine Frau Mathilde, eine schöne, große, volle Gestalt. »Bruder, Du hast von zwei Uebeln das Kleinere gewählt.«

* * *

Ein vornehmer Franzose welcher Heine in Paris besuchte, fragte ihn, woher es komme, daß ihm in Deutschland weder in Düsseldorf, seinem Geburtsorte, noch in sonst einer Stadt, ein Monument gesetzt sei. Heine erwiderte mit satirischem Lächeln: »In Hamburg habe ich schon eins. Wenn man vom Börsenplatz sich links hält, so sieht man ein großes Haus, das dem Verleger meiner Schriften, Herrn Julius Campe, gehört. Das ist ein prachtvolles Monument aus Stein, in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen meines Buches der Lieder.«

* * *

In Hamburg war es früher arg verpönt einen Schnurrbart zu tragen, doch kam es manchmal vor, daß Kaufleute, wenn sie längere Reisen machten, denselben wachsen ließen. Heine begegnete auf dem Boulevard von Paris einem wegen seiner Furchtsamkeit von ihm früher oft bespöttelten Hamburger, der dort mit Lotterielosen handelte, mit einem großen, schwarzen Schnurrbart.

Er schrieb darüber meiner Mutter: »Ich habe G. hier gesehen, er trägt einen ungeheuren großen Schnurrbart, so daß, wer ihn nicht kennt, ihn für einen calabresischen Banditen oder für einen wüthenden Bramarbas halten würde. Er ist aber doch noch der Alte und wenn er an der Wand den Schatten seines eigenen Schnurrbarts sieht, erschrickt er. Auch ich würde erschrecken, wenn mir dieser Bart allein in einem Walde begegnete; sehe ich aber sein Gesicht dabei, so ist Gottlob gleich alle Furcht verschwunden.«

* * *

Bei Heine war ein Bekannter zum Besuch, als sein Verleger Campe eintrat. Letzterer machte im Laufe des Gespräches denselben auf den pelzgefütterten Schlafrock des Dichters aufmerksam und sagte mit komischer

Gravität: »Dieser Schlafrock ist mein Geschenk, ich bin ein persischer Schah, der Ehrenpelze vertheilt!«

Heine sagte lächelnd seinem Freunde: »Jetzt glaubst Du doch an den ungeheuren Absatz der Reisebilder, da Campe seinen Autor warm hält.«

Der Beschluß des Bundestages.

Im December 1835 wurden vom deutschen Bundestage die Schriften des sogenannten »jungen Deutschlands«, wozu die Schriften von Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolph Wienbarg und Theodor Mundt gehörten, verboten, und die Regierung der freien Stadt Hamburg aufgefordert, die Hoffmann und Campe'sche Buchhandlung, welche vorzugsweise diese Schriften und Bücher im Verlag und Betrieb hatte, zu verwarnen.

Heine betreffend ward in Preußen dieses drakonische Verbot noch durch den Nachsatz verschärft: »daß sämmtliche künftige literarische Erzeugnisse, wo und in welcher Sprache dieselben erscheinen, gleichfalls im Voraus verboten sein sollen«, eine Maßregel, welche bis zum Jahre 1848 unverändert in Kraft blieb.

Heine scherzte nach der Februar-Revolution: »Wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat? Aller Stil wird aufhören, die

ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas Dummes, so dachte ich: nun, die Censur wird es streichen oder ändern; ich verließ mich auf die gute Censur — aber jetzt — ich fühle mich sehr unglücklich, sehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es ist nicht wahr, und die Censur dauert fort.«

Die Erbitterung Heine's gegen Preußen, den Staat, wo seine Wiege gestanden, wegen der bisher beispiellosen Härte, auch alle künftigen Erzeugnisse seines Geistes zu verbieten, veranlaßten ihn, so oft sich eine Gelegenheit bot, gegen die Schwächen der damaligen preußischen Regierung in persiflirendem Tone zu schreiben, und seine derzeitige gereizte Stimmung verleitete ihn zu der Ausschreitung, ein Gedicht wie: »Schloßlegende« zu verfassen. Dieses Gedicht war nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, auch glaube ich kaum, daß es mit Zustimmung des Dichters im Maiheft der Pariser Horen, 1847, erschien.

In Deutschland wurde es früher nie gedruckt, sondern erschien erst sechs Jahre nach Heine's Tode (1862) in der großen Ausgabe seiner Werke im 17. Band, Seite 254.

Merkwürdigerweise ward im Jahre 1880, im Jahre der deutschen Reaction, also 18 Jahre nach der Publication, von der preußischen Regierung dieses

Gedichtes wegen der Befehl erlassen, den 17. Band der Heine'schen Werke zu confisciren. Der Befehl wurde auch zur Ausführung gebracht, und sogar auch von den anderen deutschen Staaten befolgt. Alle bei Hoffmann & Campe in Hamburg befindlichen Exemplare wurden von der dortigen Polizeibehörde mit Beschlag belegt.

* * *

Seine staatsgefährlichen Schriften hätten ihm bei seinem Verbleiben in Deutschland wahrscheinlich Gefängniß eingebracht, und darum ließ er sich auch als Franzose naturalisiren, ein Entschluß, der ihm viele Deutschthümler entfremdete.

Heine selbst schrieb darüber: »Gegen alle Vexationen der preußischen Regierung konnte mich nur die Erwerbung des französischen Bürgerrechtes schützen; ich habe lange gegen diesen Entschluß gekämpft. Es war der närrische Hochmuth des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. Im Bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich etwas thun

sollte, was nur halbwegs als ein Lossagen vom Vaterlande erscheinen möchte. Es wäre für mich ein entsetzlicher Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zu gleicher Zeit ein naturalisirter Franzose. Ich käme mir selber vor, wie eine jener Mißgeburten mit zwei Köpfen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich geniren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im französischen Truthahnpathos die unnatürlichsten Alexandriner zu scandiren, während der andere in angebornen Naturmetern der deutschen Sprache seine Gefühle ergöße. Nein, der Steinmetz, der unsere letzte Schlafstätte mit einer Inschrift zu verzieren hat, soll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort die Worte eingräbt: Hier ruht ein deutscher Dichter.«

* * *

Die Franzosen behaupteten vielfach, Heinrich Heine sei ein französischer Dichter; sie hätten bedenken sollen, was er in nachstehenden, anfangs der Vierziger Jahre in Paris geschriebenen Versen über Deutschland sagt:

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch.
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern.

Er ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen,
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Ambos entzwei geschlagen.

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und tödten den häßlichen Drachen.
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn tödten und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldene Krone blitzen!

Wer so etwas schreibt, kann nur ein patriotischer Deutscher sein, wenn er auch Frankreich und die Franzosen liebte.

* * *

Der harte Beschluß des Bundestages schädigte Heine in seinen Erwerbsquellen; die Ueberwerfung mit seinem Onkel Salomon Heine, sowie seine Krankheit brachten ihn in Geldnöthen. Die Hilfe seiner Mutter

konnte und wollte er nicht in Anspruch nehmen, denn sie hatte ihm große Opfer gebracht und schon zur Zeit, als er studirte, ihre Juwelen verkauft und den Ertrag dafür ihm von Zeit zu Zeit zukommen lassen.

Seine pecuniäre Verlegenheit war bald kein Geheimniß für seine Freunde, und die eifrigen Bemühungen derselben verschafften ihm denn von der französischen Regierung »une allocution annuelle d'une pension de secours« von 400 Francs monatlich, welche ihm bis 1848 ausgezahlt wurde, ohne daß Heine durch Annahme derselben die geringste Verpflichtung gegen die französische Regierung übernahm.

Diese Pension ward ihm später von seinen Gegnern vorgeworfen, und Heine, der nie ein Hehl daraus gemacht hatte, sprach sich oft darüber gegen seine Freunde aus, wie großartig Frankreich dastehe, selbst den fremden Schriftsteller zu achten wisse, während man in Deutschland den Landsmann zu Grunde gehen lasse.

Diese Unterstützung erhielt Heine aus der Casse des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten, aus welcher der Exkönig von Schweden Gustavson, der Fürst Godoy und der berühmte Geschichtschreiber Augustin Thierry ihre Jahrgehalte bezogen, und von der französischen Nation großmüthig so viele Fremde

wie Einheimische mit hochklingende Namen, Adelige, Generäle, Exminister, Priester und Volksmänner unterstützt wurden.

Der zufällige Umstand, daß der größte Theil des Publikums erst im Frühling 1848, durch die Veröffentlichung der »Revue retrospective«, welche aus den Archiven der Juli-Regierung die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten unter Guizot veröffentlichte, erfuhr, daß Heine Unterstützung erhalte, gab seinen deutschen Gegnern wieder neuen Stoff zu Angriffen. Sie behaupteten, daß Heine sich nicht für's Schreiben für die französische Regierung, sondern für das, was er nicht geschrieben hätte, bezahlen lasse.

Heine trat dieser Anschuldigung durch eine öffentliche Erklärung entgegen, und sagte gleichzeitig, daß er der preußischen Gesandtschaft immer ein Dorn im Auge gewesen, daß dieselbe mehrfach seine Ausweisung aus Frankreich reclamirt hätte und daß er nur, um Ruhe zu haben, und da er nicht wie andere seiner Freunde nach Amerika hätte auswandern wollen, gezwungen gewesen sei, sich als Franzose naturalisiren zu lassen.

Heine hatte einen zu unabhängigen, stolzen Charakter, um seine Feder erkaufen zu lassen, und wer seine

Schriften und Aufsätze gelesen hat, wird sich wohl noch erinnern, daß er weder Ludwig Philipp noch seine Minister schonte, und daß seine Gesinnungen nach wie vor der bewilligten Pension stets dieselben blieben.

Deutschland hat den deutschen Musensohn ausgestoßen, und die deutschen Despoten würden sich glücklich geschätzt haben, den Dichter in Noth und Elend verkommen zu sehen. Alle Thüren blieben ihm verschlossen und Niemand wollte ihn beschäftigen.

Man stimmte darin überein, daß er viel Talent und Fähigkeiten besitze, daß seine Schriften aber zu aufrührerisch seien und daß sie den armen unterjochten Völkern, welche der Willkür elender Minister preisgegeben waren, die Augen öffnen könnten.

Heine's Wahlspruch war: »Vor Allem die Ehre erhalten«, und ein Mann, der mit Klarheit, Gluth und Ernst für die Rechte der Menschheit stritt, hätte seine Gedankenfreiheit für elendes Geld verkaufen sollen? Nein, gewiß nicht, und wenn er die Pension annahm, so geschah es mit Stolz und Genugthuung, denn er betrachtete diese Gunst als einen Tribut, den man seinem dichterischen Talente zollte. Heinrich Heine hat nie um Fürstengunst gebuhlt, nie ist seine Feder feil gewesen.

Sein Deutschland betrauerte und beweinte er wie eine ungetreue Geliebte und betrachtete sich nur als Adoptivsohn Frankreichs, welches Jedem, der sich in seine Arme wirft, ein Heim bietet, weder nach politischen noch religiösen Meinungen fragend, den Menschen allein nach seinem Werth und Wissen schätzend.

Alexander Dumas war einer der ersten, der Heine's großartiges Talent anerkannte, ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ und sich mit Stolz der Freundschaft des Dichters rühmte. Nicht so sein Sohn.

Als ich den ersten Theil meiner »Erinnerungen an Heinrich Heine« schrieb, fragte ich Alex. Dumas fils, ob man in Frankreich dies kleine Buch günstig aufnehmen würde. Ich erhielt folgende Antwort:

»Je suis convaincu, que votre ouvrage sera bien accueillî en France où l'esprit de Heine est en grand estime.

Si vouz avez quelques détails et quelques éclaircissements à donner sur l'accusation, qui a pesé sur votre oncle, d'avoir touché de l'argent de Louis Philippe, sur les fonds secrets, vous ferez bien, madame, de les donner. En France on est très chatouilleux sur les questions de délicatesse pécunière et il ne faudrait pas, pour la mémoire

du poète satirique, que sa bonne foi fût mise en doute.

Notre dernière guerre avec l'Allemagne ne dispose, que trop les esprits français à une très-juste séverité envers les Allemands, même de la qualité de Heine, qui ont fait de la littérature et de la politique en France etc. etc.

Signé: Alexander Dumas fils.« *

Ich muß bezweifeln, daß Herr Dumas Heine's Werke gelesen habe, denn im X. Theile spricht er selbst erklärend über diese Pension. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die Franzosen, das ist der gebildete Theil, keinen Antheil an diesem Verdacht haben; denn Frankreich ist der Ort, wo ein intelligentes Publikum auch einen Deutschen zu beurtheilen weiß.

---

* Ich wage nicht diesen Brief ins Deutsche zu übersetzen; die richtige Bedeutung eines jeden Wortes könnte verloren gehen.



Heine nach seiner Heirat.

Nach der kirchlichen sowie bürgerlichen Trauung blieb das häusliche Leben mit Mathilde ziemlich unverändert. Als er die Kirche verließ, wo Musik und Orgelton die Ceremonie begleiteten, sagte er zu einem ihn begleitenden Freunde: »Die Musik am Hochzeitstage erinnert mich an die Musik bei den in die Schlacht ziehenden Soldaten.«

Heine mußte vorher einen Revers unterzeichnen, daß seine Nachkommen im katholischen Glauben erzogen würden, doch blieb die Ehe kinderlos.

Heine lebte glücklich mit seiner Frau, wenn auch das allzu lebhafte und unruhige Temperament derselben ihn oft bei seinen Arbeiten störte. Wenn er dann ziemlich ungehalten ausrief: »Laissez-moi tranquille!« hüpfte sie trällernd im Zimmer auf und ab, begleitet vom

lauten Gezwitscher des Kanarienvogels, und Beide sangen lustig um die Wette, denn Beide verstanden nicht, welche Arbeiten sie störten.

Aber Heine's Stirn glättete sich, wenn sie ihn liebend umfaßte; dann sah er freundlich zu ihr auf, legte die Feder bei Seite, küßte sie und führte sie spazieren.

Der Boulevard war das Ziel ihrer Wünsche und hier schlenderten sie stundenlang herum.

Sie lebten sehr zurückgezogen, doch liebte es Heine, seinen intimen Freunden kleine Diners zu geben, und seelenvergnügt rieb er sich die Hände, wenn dieselben diese für seine Börse etwas zu lukullischen Gastmähler recht lobten. Das Menu ward in einem der ersten Restaurants bestellt, und Heine's Frau brauchte für nichts zu sorgen.

Eines Tages waren die Gäste versammelt; es war sieben Uhr, kein Tisch gedeckt, vom Restaurant nichts geschickt. Heine war sehr aufgeregt und sagte zu Mathilde: »Wie kann man so ruhig bleiben und so sorglos sein.«

Aber Mathilde amüsirte sich und lachte über die langgezogenen hungrigen Gesichter ihrer Gäste und sagte: »Das Diner ist bestellt, warum sollte es nicht kommen?« Und sie hatte Recht. Im selben Augenblicke schellte es, das Essen war gekommen, und zehn Minuten

später saß man bei Tische, fröhlich den frappirten Champagner schlürfend.

Diese kleine Episode bezeichnet den sorgenlosen Charakter dieser Frau, und man kann es meiner Großmutter nicht verdenken, wenn sie für die Zukunft ihres Sohnes besorgt war. Andere Pläne hatten ihr Hirn durchkreuzt, andere Wünsche hatte sie für das häusliche Glück ihres Sohnes gehegt, doch »mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten«, sie mußte sich in das Geschehene ergeben.

Sie schrieb emsig ihrem Harry, wollte Alles wissen, was die Frau that, wie er seine Häuslichkeit eingerichtet habe, und ob seine Frau bescheiden ihren Pflichten als Hausfrau nachkomme, ob ihre neue Stellung als verheiratete Frau sie nicht berauscht habe ...

Die arme Mutter dachte fortwährend an ihren Sohn!

Heine beantwortete alle Fragen, und versicherte seiner Mutter, daß er vollkommen glücklich sei.

Ich füge diesem Buche das Facsimile eines Briefes bei, den er seiner Mutter nach mehreren Jahren seiner Verheiratung schrieb und der auch Bezug auf die Erklärung hat, welche er veröffentlichte, als man ihn beschuldigte, seine Feder zu Gunsten der französischen Regierung verkauft zu haben.

Passy den 17 Aug. 1848

Liebste gute Mutter!

Ich habe dir geschrieben gleich nachdem ich meine Landwohnung bezogen; das sind nun 3 Wochen und noch immer bin ich ohne Brief von dir und dem lieben Lottchen. Wie geht es Euch in dieser schlechten Zeit? Ich ängstige mich sehr und schmachte nach Briefen von Euch. Mir geht es wie gewöhnlich. Mit meiner Wohnung bin ich sehr zufrieden; ist allerliebst u sehr angenehm. Lebe wahrhaft philosophisch von der Welt zurückgezogen. Hast du die Erklärung gelesen die ich in den Zeitungen drucken ließ, wegen meines Verhältnisses zur vorigen französischen Regierung? — Meine Frau läßt dich herzlich grüßen und liebt Euch und spricht von Euch beständig; das jetzt ungeschwächt Gefühl für dich erwacht voll auch in diesem Augenblick und beglückt mich sehr.

Mit getreuer Liebe

H. Heine.



»Passy, den 17. Juni 1848.

Liebste gute Mutter!

Ich habe Dir geschrieben, gleich nachdem ich meine Landwohnung bezogen; das sind nun drei Wochen und noch immer bin ich ohne Brief von Dir und dem lieben Lottchen. Wie geht es Euch in dieser schlechten Zeit? Ich ängstige mich sehr und schmachte nach Brief von Euch. Mir geht es wie gewöhnlich. Mit meiner Wohnung bin ich sehr zufrieden, ist allerliebst und sehr angenehm. Lebe wahrhaft philosophisch von der Welt zurückgezogen. Hast Du die Erklärung gelesen, die ich in den Zeitungen drucken ließ wegen meines Verhältnisses zur vorigen französischen Regierung?

Meine Frau läßt Dich herzlich grüßen und liebt Euch und schwatzt von Euch beständig. Das Zanken abgerechnet, führt sie sich prachtvoll auf in diesem Augenblick und beglückt mich sehr.

Mit getreuer Liebe

Heinrich Heine.«

Trotz aller Mühe war es nicht gelungen, Mathilden auch nur die geringsten Anfangsgründe der deutschen Sprache beizubringen, und Heine sagte scherzend: »Es ist ein Hauptvorzug an Mathilden, daß sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden nichts gelesen

hat.« Nur zwei Redensarten hatte sie aufgefaßt: »Guten Tag« und »Nehmen Sie Platz«. Kamen Freunde um Heine zu besuchen, so recitirte sie diese Redensarten, brach dann in ein schallendes Gelächter aus, und lief aus dem Zimmer, um Henri zu rufen.

Mathilde war ihrem Gatten herzlich zugethan; doch für sie war er nicht der große Poet, sie kannte nichts von seinen Werken, und naiv fragte sie manchmal einen seiner Freunde: »Ist Henri wirklich ein solch' berühmter Mann, der so schöne Bücher geschrieben? Ich merke aber nichts davon, und muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben.«

Auch an meine Mutter richtete sie oft dieselbe Frage, doch selbst zu lesen kam ihr nicht in den Sinn.

Heine fühlte sich sehr geschmeichelt, daß sie ihn wegen seiner selbst liebte.

Auch an der Frömmigkeit seiner Gattin, die erz-katholisch war, nahm der selbst so freisinnige Dichter keinen Anstoß. Mathilde hatte in ihrem mit tausend Kleinigkeiten geschmückten Zimmer ein Kruzifix und einen kleinen Jesus von Wachs. Sie betete viel, ging täglich zur Messe, und ward in ihren Gebräuchen nie von ihrem Gatten gestört.

Heine schreibt in seiner humoristischen Weise: »Es ist sehr gut, wenn die Frauen einer positiven Religion

anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Confession mehr Treue zu finden, lasse ich dahin gestellt sein. Jedenfalls ist der Katholicismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen, behalten sie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und sobald sie vom Priester Absolution erhielten, sind sie wieder trällernd aufgeheitert und verderben sie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängerisches Nachgrübeln über eine Sünde, die sie sich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch gräuliche Prüderie und zänkische Uebertugend abzubüßen. Auch noch in anderer Beziehung ist die Beichte hier so nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimniß nicht lange lastend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müssen, ist es besser, sie gestehen gewisse Dinge nur ihrem Beichtiger als daß sie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzsucht oder Gewissensbissigkeit dem armen Gatten die fatalen Geständnisse zu machen.«

* * *

1846 machte Heine ein Testament, welches jedoch durch ein späteres von 1851 ersetzt wurde. Mein Bruder besitzt einen Brouillon davon, welchen er unter dem ihm vermachten Nachlaß fand. In ersterem steht:

»Obgleich ich der lutherisch-protestantischen Confession angehöre, so wünsche ich doch in jenem Theil des Kirchhofs Montmartre beerdigt zu werden, welcher den Bekennern des römisch-katholischen Glaubens angewiesen ist, damit die irdischen Reste meiner Frau, die dieser Religion mit großem Eifer zugethan ist, einst neben den meinigen ruhen können; wird eine solche Vergünstigung von der christlichen Barmherzigkeit der französischen Geistlichkeit bewilligt, so wünsche ich, daß man mir in der Abtheilung des Gottesackers ein Erbbegräbniß kaufe, zeigen sich aber clericale Schwierigkeiten, genügt mir ein Terrain der wohlfeilsten Art.«

* * *

Von Zeit zu Zeit besserte sich Heine's Kopfleiden, aber nie hörte er auf, sich zu beklagen. Alles wurde angewandt, um seine Leiden zu mildern, doch vergebens; weder Seebäder noch Luftveränderung wollten helfen. Die Aerzte empfahlen strenge Diät zu beobachten, und obgleich mäßig in allen Genüssen und berauschende Getränke meidend, konnte er dennoch seine Gourmandise nicht beherrschen, wenn er mit Mathilde oder einigen Freunden bei Verry oder Vefour speiste. Er aß regelmäßig zu viel, wofür er durch Unwohlsein am andern Tage büßen mußte.

* * *

So recht im Zenith seines Wohlseins verfaßte Heine jenes köstliche humoristische Zeitgedicht, den Sommernachtstraum »Atta Troll«, worin er die politischen Zustände persiflirte, und später, nach der Rückkehr von Deutschland 1844, schrieb er das »Wintermärchen«, die beißendste Satire, die er je geschrieben. Sein Spott sollte vernichtend wirken auf die vorhandenen Zustände in ihrer nichtswürdigen Heuchelei, in ihrem widerwärtigen Gemisch von Lug und Wahn, durch Beleuchtung des Zwitterwesens mittelalterlicher Feudalwirthschaft und christlich-germanischer National-Schwärmerei.

Beide Werke machten ein ungeheures Aufsehen, und sofort wurde der Verkauf derselben in ganz Preußen verboten, was bei den damaligen Verhältnissen des deutschen Buchhandels statt dem Absatze zu schaden, demselben vielmehr als Reclame diente. Der Dichter selbst durfte Preußen nicht mehr betreten, und an allen Grenzorten harrten seiner die gemessensten Verhaftsbefehle, welche alljährlich erneuert wurden. Heine scherzt darüber in der Vorrede zum »Atta Troll«, als er diesen 1847 in Buchform herausgab: »Wegen Unsicherheit der Wege, wird mir das Reisen in den deutschen Gauen schier verleidet; ich feiere deshalb meine Weihnachten in der Fremde, und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beschließen. Die wackeren Kämpfer

für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmüthigkeit und des Knechtssinns beschuldigten, gehen unterdessen im Vaterlande sehr sicher umher als wohlbestallte Staatsdiener oder als Würdenträger einer Gilde oder als Stammgast eines Clubs, wo sie sich des Abends patriotisch erquicken am Rebensafte des Vaters Rhein und an meerumschlungenen Schleswig-Holstein'schen Austern!«

* * *

Heine fühlte sich immer wieder nach Hamburg hingezogen, wenn er auch in seinem Unmuth über Unbill, die er dort erfahren, wiederholt erklärte, nicht wieder dorthin zurückkehren zu wollen. Ueber diese poesielose Handelsstadt spottet er in seinen »Reisebildern«: »Hamburg ist eine gute Republik, man erhöht dort die Steuern, um neue Promenaden anzulegen, die sehr schön sind, und damit derjenige, welcher nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunde eine Promenade um die Stadt machen kann. Hamburg ist die Vaterstadt des Rauchfleisches und rühmt sich dessen, wie Mainz sich seines Johann Fust, Eisleben sich seines Luther's zu rühmen pflegt. Seine Sitten sind englisch, und sein Essen himmlisch. Ueber Religion, Politik und Wissenschaft sind die respectiven Meinungen

sehr verschieden, aber in Betreff des Essens herrscht das schönste Einverständniß. Die Frauen sind mitunter reizend schön, schwärmen jedoch selten für romantische Liebe, und ahnen wenig von den großen Leidenschaften des Herzens. Das ist nicht ihre Schuld, sondern die Schuld Amor's, dessen Liebespfeile aus Ungeschicklichkeit statt des Herzens ihren Magen zu treffen pflegen. Was die Männer betrifft, so sind es meistens untersetzte Gestalten, mit verständigen kalten Augen, rothen Wangen, die Eßwerkzeuge besonders ausgebildet, der Hut wie angenagelt auf dem Kopfe und die Hände in beiden Hosentaschen, wie Einer der eben fragen will: was habe ich zu bezahlen.«

Heine liebte die Hamburger nicht, und wenn er einen Witz auf ihre Unkosten machen konnte, that er es mit Vergnügen. Von einer sehr häßlichen und prätentiösen Freundin meiner Mutter sagte er einst: »Sie wäre eine ganz schöne Frau, wenn ihr Gesicht sie nicht so sehr verschände.«

* * *

In Hamburg regnet es viel. Eines Tages trat er durchnäßt in das Zimmer meiner Mutter und sagte:

»Ah! das ist ein Wetter, als ob der wässerige Clauren es gemacht hätte.« *

* * *

Heine nahm, wenn er in Hamburg war, des Abends gewöhnlich bei meinen Eltern den Thee, und brachte lachend und plaudernd einige Stunden bei uns zu.

Meine Schwester war sein Liebling, doch hatte sie vorzugsweise viel von seinen Pikanterien zu dulden. Sie bereitete den Thee am Familientische, und jedesmal neckte er sie, wenn derselbe nicht stark genug war: »Liebes Kind,« sagte er, »das nächste Mal bitte ich mir eine Tasse Thee aus, als wenn Du sie für Dich selber bestimmt hättest.«

* * *

Bei einem seiner ersten Besuche in Hamburg forderte ihn Merkel, sein intimer Freund, auf, mit ihm nach Eimsbüttel zu kommen, um dort eine Merkwürdigkeit, die schöne Marianne, zu besuchen.

Diese hatte dort eine elegante Gastwirthschaft, in welcher die jeunesse dorée Hamburgs viel verkehrte.

---

* Clauren hatte viele wässerige Romane geschrieben, die mancher sentimentalen Nähterin viele Thränen kosteten.

Marianne war eine holstein'sche Schönheit, groß, fest und stark, und nur ihre schönen Augen gaben ihren regelmäßigen aber kalten Zügen einen belebenden Reiz.

Trotz aller Huldigungen bewahrte sie dennoch einen makellosen Ruf.

Marianne saß am Büffet, aufmerksam die Bedienung ihrer Gäste überwachend, und wenn man sich mit ihr unterhielt, war sie scheu und zurückhaltend.

Sie war damals, wenn auch nicht mehr ganz jung, doch immer noch eine stattliche Erscheinung, und Heine, der etwas ganz anderes erwartet hatte, fühlte sich durch die Gleichgiltigkeit, womit sie seinen neugierigen Blicken begegnete, etwas mißgestimmt. Er trat ans Büffet und sagte: »Madame, können Sie mir nicht sagen, wo hier die schöne Marianne wohnt, ich bin eigens hergekommen, dieselbe zu sehen!«

* * *

Heine rauchte nicht und konnte auch den Tabaksdampf nicht leiden, weshalb man ihn häufig in der Damenhalle (eine Conditorei am neuen Jungfernstieg in Hamburg), wo nicht geraucht wurde, finden konnte. Er liebte Süßigkeiten, und verzehrte einen Kuchen nach dem andern. Er las eifrigst die dort aufgelegten Tagesblätter, oder musterte, am Fenster sitzend, die vorbeigehenden Damen.

Bei schönem Wetter saß er an der Wasserseite des Alsterpavillons, und konnte stundenlang den sich kräuselnden Wellen, den dahineilenden Nachen und den weißen Schwänen nachblicken. Manches schöne Gedicht und manch' erhabner Gedanke ist dort entstanden, und sehr störend und unangenehm war es ihm, wenn ein Bekannter ihn in dieser Beschaulichkeit störte.

Ein Verwandter meiner Mutter fiel ihm sehr lästig, da er ihn mit politischen Schwätzereien ennuyirte. Um diesen ein Ende zu machen, sagte Heine, ihm einen im Wasser schwimmenden Gegenstand zeigend: »Sie haben bessere Augen, als ich; was schwimmt dort?« Der Angeredete antwortete mit Aplomb: »Ein Mauerstein.«

Es war nichts anderes als ein Stück Holz von einer Cigarrenkiste.

Herzlich lachend stand Heine auf und sagte: »Ihre politische Auseinandersetzung war mir neu und interessant, aber neuer und interessanter ist mir, von Ihnen zu hören, daß Mauersteine schwimmen!«

* * *

Derselbe Herr besuchte ihn auch später in Paris, und um politische Erörterungen zu vermeiden, da beide sehr verschiedener Meinung waren, fragte er ihn, ob

Paris ihm gefalle und ob er schon die öffentlichen Gebäude besucht habe.

In einem Zeitraume von vier Tagen behauptete er, Bilder-Galerien, Versailles, St. Cloud, den Louvre, Cluny 2c. 2c. gesehen zu haben; nichts war ihm mehr fremd. Da fragte mein Onkel: »Und Mabille?«

»Aufrichtig gesagt, diesem Paradiese galt mein erster Besuch, und dort habe ich mich göttlich amüsirt.«

»Und den Père Lachaise haben Sie doch auch in Augenschein genommen?« fuhr mein Onkel fort.

»Wie sollte ich nicht, und wie ein Besessener habe ich dort getanzt!«

Heine brach in ein Hohngelächter aus, und Allen die ihn besuchten, wurde erzählt, daß der Kirchhof Père Lachaise eine Succursale Mabille's sei!

* * *

In Lüneburg hatte er die Bekanntschaft des Doctors Christiani gemacht, den er den Mirabeau der Lüneburger Heide nannte. Christiani wurde sein Freund, denn er war ein feiner, gebildeter, geistreicher Mann, doch besaß er den Fehler, ein leidenschaftlicher Spieler zu sein. Heine's Freundschaft wurde schlecht belohnt, denn Christiani war derjenige, der viele ungedruckte

intime Familienbriefe an Campe verkaufte, die leider publiziert wurden.*

Christiani heiratete Heine's Cousine, eine reizende Frau, die ihm außer ihrer Schönheit eine reiche Mitgift von 150.000 Francs mitbrachte.

Dies Geld wurde bald verspielt, und der alte Salomon Heine mußte aushelfen. Endlich riß ihm die Geduld, und er weigerte sich, ferner Existenzmittel zu schaffen. Alles wurde verkauft, sogar die der jungen Frau gehörigen Gegenstände. Die Familie war sehr betrübt über dies Ereigniß, aber Hilfe war hier unmöglich, denn Christiani war und blieb ein leidenschaftlicher Spieler.

Als Heine dies hörte, schrieb er meiner Mutter: »Jetzt, nachdem er Alles dem Spiele geopfert hat, werden ihm sicherlich die Augen aufgehen!«

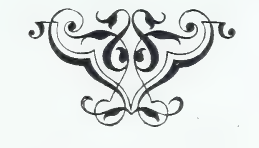
Christiani litt an einer Augenkrankheit, die ihn zwang, die Augen meistentheils halb geschlossen zu halten.

* * *

---

* Ob alle Briefe, die in diesen vier Theilen veröffentlicht wurden, echt sind, mag dahingestellt sein, denn kein Mitglied meiner Familie hat die Originale gelesen, und wer weiß, ob nicht eine geschickte Feder seine Art und Weise zu schreiben nachgeahmt hat.

Heine vertheidigte eines Tages eine These, die er den andern Tag verdammte. Einer seiner Freunde, sehr erstaunt über diese Vertheidigung, machte ihm Vorwürfe darüber. Heine antwortete mit dem unschuldigsten Gesichte, das man sich denken kann: »Haben Sie wirklich angenommen, daß ich immer meiner eigenen Meinung sei?«



Intermezzo.

Salomon Heine.

Meine Leser werden mir verzeihen, wenn ich diesem großmüthigen, wohlthätigen Manne, der in seiner Art ebenso populär war wie Heinrich Heine, einige Seiten widme.

Salomon Heine wohnte im Sommer in seiner reizenden Villa an der Elbe in Ottensen und im Winter am alten Jungfernstieg, wo sein Haus 1842 beim großen Brande gesprengt wurde, um das dahinter liegende Stadtviertel zu retten.

Sein neues Haus war eben vollendet, als ihn der Tod ereilte; es wurde von seiner Tochter zu einem Asyl für unvermögende Damen aus den bessern Ständen eingerichtet.

Heinrich Heine nannte seinen Onkel »den goldigen Onkel«, doch wollte er einige goldene Früchte pflücken, so mußte er früh morgens zu ihm.

Sein langjähriger Kammerdiener Heinrich empfing ihn im Vorzimmer und des Dichters erste Frage war: »Heinrich, was haben wir für Wetter?« War der Onkel böser Laune, dann erwiderte er: »Stürmisches Wetter, Herr Doctor, besser Sie kommen heute Abend wieder.«

Gewöhnlich saß der alte Heine des Morgens am Fenster in seinem Lehnstuhl, rauchte aus einer langen Pfeife und trank behaglich den Kaffee. Auf dem Tische vor ihm lagen die neuen Zeitungen und die angekommenen Briefe. Letztere überflog er mit seinem Kennerblick und ließ zuweilen die Worte fallen: »Wieder betrogen! Verliere 10.000 Mark, verliere 30.000 Mark, vielleicht das Doppelte.« Meldeten die Briefe aber Gewinne, so schwieg er und legte dieselben schmunzelnd bei Seite, und solche Momente benutzte seine gute Gattin, um für ihre Protégés etwas zu erbitten, was auch nur selten abgeschlagen wurde. Von seiner ganzen Umgebung getraute sich Keiner um etwas zu bitten, da bei ihm in Geldfragen die Gemüthlichkeit aufhörte. Sein so heftig aufbrausender Charakter machte oft die klügste Berechnung zu nichte, und Alle mußten sich in seine Launen fügen. Aber er hatte ein Herz und half beinahe Jedem, der zu ihm kam.

Eine Begebenheit, die Epoche machte und von der man noch heute spricht, ist folgende:

Ein Wechselmakler hatte ihm 2000 Pfd. St. an der Börse verkauft. Nach einigen Tagen kam der Wechsel unacceptirt zurück, der Aussteller war fallirt.

Heine ließ den Makler kommen, gab ihm den Wechsel zurück und sagte: »Zahlen Sie mir mein Geld zurück, Sie haben mir den Wechsel unter Ihrer Garantie aufgedrungen.«

Der Makler war nicht reich und in der größten Verlegenheit; er bat um einige Tage Aufschub, da er sich nicht gleich diese Summe verschaffen könne.

Salomon Heine bewilligte die Bitte, mit der Drohung: »Habe ich in acht Tagen nicht mein Geld, werden Sie eingeklagt!«

Durch Vermittlung seiner Freunde hatte der Makler mit vieler Mühe das Geld zusammengebracht, und nach einigen Tagen überreichte er Heine den Betrag in Staatspapieren.

Schmunzelnd legte dieser das Geld neben sich und sagte: »Sie sind ein ehrlicher, braver Mann, um welche Zeit essen Sie zu Mittag — ich werde mich mal bei Ihnen zu Gast laden, um Ihre Familie kennen zu lernen.«

»Bei mir würde es Ihnen nicht schmecken, denn ich esse mit meiner Frau und meinen fünf Kindern nur sehr einfach.«

»Schadet nichts, ich werde Sie bald bei Tische überraschen.«

Am folgenden Tage, um 4 Uhr, als die Familie des Maklers sich zu Tische setzte, klingelte es und das Mädchen brachte einen großen Brief herein, mit der Aufschrift: »Geschenk für Madame St..... und ihre Kinder.« Man öffnete den Brief und fand die ganze Summe darin, die der Makler Herrn Heine Tags vorher zurückerstattet hatte.

* * *

Der alte Heine ging eines Tages in Ottensen spazieren, als plötzlich drohende Wolken den Himmel überzogen und ein leiser Donner vernehmbar wurde. Im Nu begann ein starker Regen und er hatte kaum Zeit, eine unweit des Weges gelegene Brantweinschänke zu erreichen, als das fürchterlichste Unwetter losbrach. Die Schänke war mit allerhand Volk angefüllt und Alles in einen Tabaksqualm eingehüllt, so daß man kaum ein auf dem Tische stehendes Licht bemerken konnte. Finsterniß herrschte im engen Raume.

Den Rock hoch zugeknöpft, die Mütze tief in das Gesicht gedrückt, setzte er sich in eine Ecke hinter einen Tisch und forderte Schnaps. Vor dem Schänktisch war eine lebhafte Unterhaltung in plattdeutscher Sprache

und von seiner Ecke aus konnte er jedes Wort verstehen. Aus dem Durcheinander hörte er die Klagen des Wirthes, die mit den Worten schlossen: »Nun ist es bald mit meiner Wirthschaft hier aus. Die Schänke wird unter den Hammer gebracht, und ich kann mit Weib und Kind betteln gehn. Eine Schuld, die ich nicht tilgen kann, hat mich in die unglückliche Lage gebracht, daß übermorgen mein Haus verauctionirt wird.«

Einige der Gäste fragten: »Ist denn Keiner der Euch helfen kann?« — »Keiner! Die Reichen haben kein Herz, die kennen unser Elend nicht.«

»Nun,« sagte ein Anderer, »das stimmt nicht, denn ich kenne einen reichen Mann, der Vielen hilft.«

»Und wer ist das?« fragte der Wirth.

»Wer anders, als der reiche Heine. Aber wie kommt man an den?«

»Das weiß ich nicht.«

Das Unwetter hatte sich verzogen und Heine ging an das Büffet, zahlte den unberührten Schnaps und fragte den Wirth gleichgiltig:

»Wie groß ist denn die Schuld, um die Ihr Euer Haus verlieren sollt?«

»Ach, lieber Meister,« erwiderte der Wirth, der ohne Zweifel den Alten für einen Handwerker gehalten, »eine große Summe, 280 Mark.«

»Wie seid Ihr denn dazu gekommen?«

»Krankheit und Bürgschaft für einen betrügerischen Freund.«

»Habt Ihr Euch schon um Hilfe an Andere gewandt?«

»Ach, an so Viele, Meister, daß ich nicht mehr den Muth habe, mich an Jemanden zu wenden.«

»So wendet Euch an den alten Heine, wie der Fuhrmann Euch gerathen. Vielleicht kann ich auch etwas helfen, ich kenne den Alten. Wollen wir es zusammen versuchen? Morgen Früh um 10 Uhr findet Euch an der Thüre seines Hauses auf dem Jungfernstieg ein. Auch ich werde dort sein, habe auch im Heine'schen Comptoir zu thun. Adieu!«

Am andern Morgen fuhr Heine rechtzeitig von Ottensen fort, stieg an der Ecke des Jungfernstiegs aus, ging das Stückchen bis zum Hause zu Fuß und fand richtig an der Thür seinen Mann von gestern.

Er grüßte und sagte: »Kommen Sie.«

Schweigend folgte er. Beim Eintritt ins Comptoir erhoben sich alle Herren. Er rief den ersten Geschäftsführer und sagte ganz laut zu ihm: »Geben Sie diesem Manne sogleich 280 Mark ohne jegliche Quittung.«

»Adieu,« wandte er sich zu diesem um, »bezahlen Sie Ihre Schuld, damit ich einmal wieder einen Schnaps bei Ihnen trinken kann.«

Der arme Mann stammelte Dankesworte.

»Schon gut,« sagte der Alte ganz ärgerlich, »jetzt stören Sie mich nicht weiter, denn ich muß mit Herrn Heine arbeiten, Adieu!«

Der erstaunte arme Mann empfing sofort sein Geld und verließ seelenvergnügt das Heine'sche Haus.

* * *

Heine liebte sehr das Theater. Wie strahlte sein lebhaftes Auge, wenn er von dem früheren Glanze der Hamburger Bühne, vom Spiel der Ackermann, von Iffland, Schröder und Schmidt erzählte. Er hatte immer den Mitgliedern der Hamburger Bühne unendlich viel Wohlthaten und Gefälligkeiten erzeigt. Außer seiner Loge im ersten Range, hatte er als Mitglied des Theater-Comités noch einen Platz in der Prosceniumsloge, wo er täglich, wenn es auch nur eine halbe Stunde war, viele Jahre hindurch saß. Sein einfaches aber gewöhnlich richtiges Urtheil brachte durch seine derbe aber wahre Kritik den Director Schmidt oft zur Verzweiflung. Und in der That, wenn Schmidt ein Stück enthusiastisch lobte und empfahl,

so setzte Heine oft hinzu: »Das Stück wird durchfallen,« und es geschah auch so.

Da ereignete es sich eines Tages, daß ein armer Theaterarbeiter, Vater von fünf Kindern, so unglücklich aus den Soffitten vom Schnürboden fiel, daß er beide Beine brach. Das Theaterpersonal überlegte, wie der armen Familie zu helfen sei. Eine Collecte unter den Mitgliedern konnte bei den damaligen bescheidenen Gagen höchstens 100 Mark einbringen, nicht hinreichend eine Familie zu versorgen; da beschloß man den Collectbogen an alle Gönner des Theaters zu schicken und Salomon Heine sollte die Liste eröffnen. Der alte Heine hatte die Gewohnheit in den Zwischenacten die Bühne zu besuchen und unterhielt sich besonders gern mit den hübschen Damen. Das schönste Mädchen war damals Marianne Hollmann, die dazu ausersehen wurde, Herrn Heine die Liste zu überreichen. Schüchtern näherte sie sich ihm. »Gewiß muß man hier helfen,« sagte der Alte, »vorzüglich wenn Sie mich darum bitten, mein schönes Kind.« Er zeichnete 200 Mark. Dem Fräulein schien die Summe zu bedeutend und sie fragte: »Haben Sie sich vielleicht verschrieben, das ist ja sehr viel!«

»Meinen Sie, so geben Sie mir den Bogen noch einmal zurück, und ich will abändern.« Als er ihn

zurückgab, war eine Null hinzugefügt und auf dem Bogen stand: 2000 Mark.

Thränen glänzten in ihren schönen Augen und vor Freude zitternd dankte sie aufs herzlichste.

Sie eilte mit der glücklichen Botschaft an das Krankenlager des unglücklichen Arbeiters, und schickte bis zu ihrem frühzeitigen Tode (1841 in Prag) dem alten Heine in dankbarer Erinnerung eine kleine Handarbeit.

* * *

Salomon Heine konnte es nicht leiden, wenn bei einem Mittagsmahle die Unterhaltung in fremder Sprache geführt wurde, und einer seiner Schwiegersöhne benutzte jede sich darbietende Gelegenheit, englisch zu sprechen.

Mein Onkel erzählte uns, wie der alte Heine eines Tages die Geduld verlor und sich von der englischen Unterhaltung befreite.

Der Schwiegersohn war früher in England etablirt, hatte schlechte Geschäfte gemacht und wurde nur durch große Geldopfer seines Schwiegervaters vor dem Banquerott gerettet, worauf Heine ihn als Commis ins Geschäft nahm.

Bei einer großen Mittagsgesellschaft war eine Dame, die lange in London gelebt hatte, zu Gast

und Herr X. sprach fortwährend mit gurgelnder, affectirter Stimme englisch, zum Verdruß des Alten. Endlich riß ihm die Geduld und er rief der ihm gegenüber sitzenden Dame lächelnd zu: »Nicht wahr, mein Schwiegersohn spricht gut englisch, aber ich habe dafür büßen müssen, denn die Erlernung dieser Sprache kostete mich 300.000 Mark Banco!«



Heine von 1848 bis an sein Ende.

Seit 1847 hatte die Krankheit des Dichters bedeutende Fortschritte gemacht, und seine deutschen Freunde, welche zum Besuch nach Paris kamen, wurden mit Trauer erfüllt, als sie den, welchen sie in gesunder Körperfülle verlassen, körperlich gebrochen wiederfanden.

Laube schreibt: »Von einem feisten, aus kleinen schalkhaften Augen funkensprühenden Lebemann hatte ich vor sieben Jahren lachend Abschied genommen, jetzt umarmte ich fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und fein wie ein weltlicher Abbé trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der kastanienbraune Schimmer desselben tänzelte lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Gesicht

glatt, wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefaßt von einem Bart, weil die schmerzlich erregten Nerven das Scheermesser nicht mehr ertrugen, jetzt hing das trocken gewordene Haar immer noch lang, aber verwildert, grau gesprengelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe. Die feine Nase war länger und spitzer, der anmuthige Mund war schmerzlich verzogen geworden. Sonst neigte er das Haupt gerne ein wenig abwärts, jetzt war es immer gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die kleine noch offene Spalte zwischen den Lidern kommen und sehen könne. Er ertrug sein Leiden mit großer Standhaftigkeit, und entwickelte kaltblütig die sichern Fortschritte, die entsetzliche Steigerung und das schmerzhafte Ende desselben.«

Levin Schücking ergänzt dies ergreifende Bild und schreibt: »Die frühere gesunde Röthe war von seinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht, fein waren alle Züge geworden, sie waren verklärt, vergeistigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Christuskopf, der sich mir zuwandte.

Betroffen über diese wunderbare Veränderung, und ebenso erschrocken sagte ich mir, daß er in dem Zustande, worin er sich zu befinden schien, nicht sechs

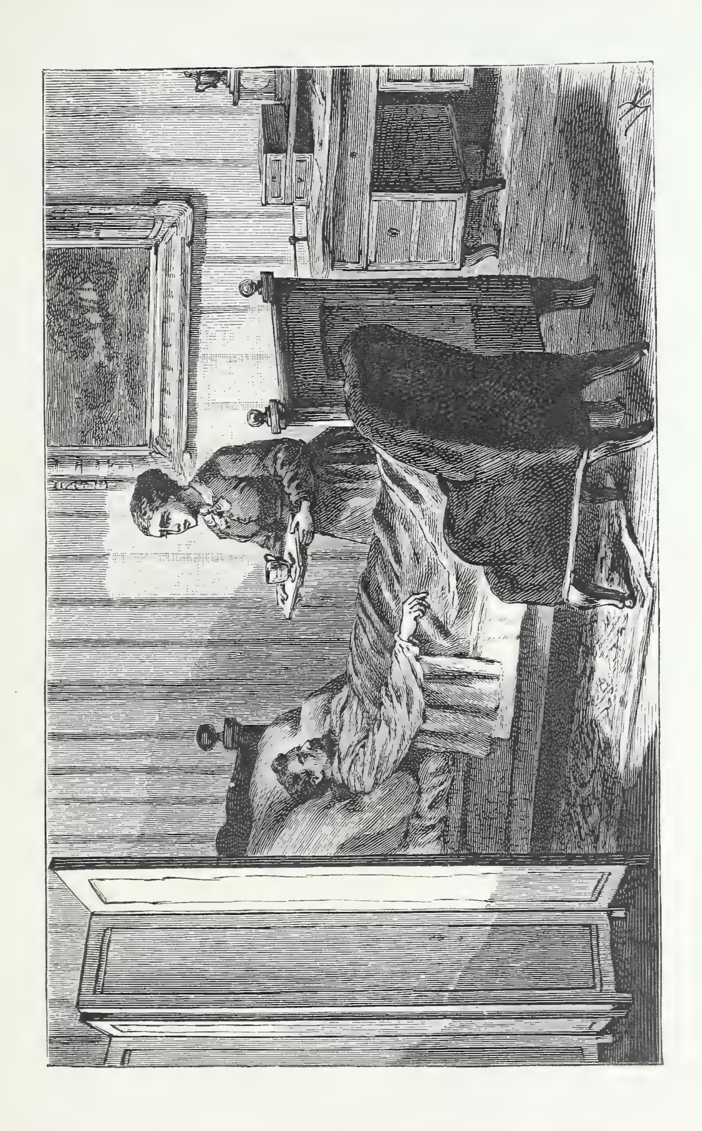
Wochen mehr leben könne — und doch lebte er noch volle acht Jahre.«

* * *

Im Mai 1848 machte Heine seinen letzten Ausgang, und im nächsten Jahre steigerten sich die Qualen seiner Krankheit derart, daß sie bis zur Grenze menschlicher Duldungsfähigkeit gelangten. Freunde schrieben meiner Mutter, daß die Blindheit des Dichters täglich zunehme, und nur durch täglichen Gebrauch des Opiums konnte er seine Schmerzen lindern.

Meine Mutter war trostlos und verheimlichte meiner Großmutter das traurige Geschick ihres Sohnes.

Um die Rückenmarkskrämpfe zu mildern wurden häufig Wunden in den Rücken gebrannt, ein Haarseil an den Nacken gelegt, um die nervösen Kopfschmerzen zu lindern. Es wurden die verschiedensten Experimente mit dem Körper des Leidenden angestellt, ohne die geringste Besserung herbeizuführen. Die Leiden waren so schrecklich, daß der Gedanke an Selbstmord an ihn herankroch, und als Doctor Gruby ihn zuerst sah, fand er ihn ohne alle Bewegung wie ein Knäuel zusammengekrümmt auf der Erde liegen. Der Kunst dieses ausgezeichneten Mannes gelang es, Linderung zu schaffen, und das Leben noch jahrelang hinzuhalten.





So lange der Dichter noch selbst lesen konnte, las er vorzugsweise medicinische Werke, besonders solche, die von Rückenmarkleiden handelten, seiner Krankheit.

Ein Freund bemerkte bedauernd: »Wie kann man nur so traurige, schaudererregende Bücher lesen?« Da antwortete Heine: »Ich studire mit Eifer diese Krankheit, damit, wenn ich all' den unwissenden Aerzten im Himmel begegne, Ihnen Vorlesungen halten kann, da sie nichts von dieser Krankheit verstehen.«

Allein war er fast nie, denn Viele besuchten den kranken Dichter, und hauptsächlich Damen. Die Frauen liebten und huldigten ihm, er hatte sie ja alle besungen, und Jede glaubte sich in einem Gedichte verherrlicht. Strodtmann sagte, daß er die Frauen scherzweise die große Nation nannte.

Selten verging ein Tag, an dem nicht mehrere Equipagen vor seinem Hause hielten, und schöne, geistreiche Damen umstanden sein Lager. Er schien verjüngt und neu belebt, wenn seine Freundinnen ihm aufmerksam zuhörten und ihm Beifall zollten. Meine Mutter sagte, daß man zeitweilig vergaß, in einem Kranken- oder Sterbezimmer zu sein, so heiter war die Unterhaltung, und oft erschallte ein jubelndes Gelächter, wenn der Liederschwan einen Witz oder eine satirische Bemerkung über einen Abwesenden

machte. George Sand, Mme. Delphine Gay-Girardin und die Gräfin d'Agoult besuchten ihn oft, und fast Alle waren Französinnen. Anfangs empfing er oft den Besuch einer geistreichen Deutschen, Lassalle's Schwester, deren Gemahl, Herr Friedmann aus Prag, ein erfahrener Geschäftsmann, dem Dichter bei seinen kleinen Finanz-Speculationen, die er noch auf dem Krankenbette zu machen liebte, dienstfertig zur Hand ging. Den Gewinn betrachtete er wie einen schuldigen Tribut der Götter, der Verlust machte ihn ungerecht gegen den Mann, der voll redlichen Eifers ihm nützlich zu sein wünschte. Als eine neue Speculation mißlang, brach Heine in schroffer Weise alle Beziehung zu ihm ab.

Mme. Jaubert erzählt in ihren Erinnerungen an Heinrich Heine, daß die Gräfin K., eine Nichte Nesselrodes, sich vorgenommen hatte, alle Berühmtheiten kennen zu lernen, und daher eifrigst wünschte, auch Heine's Bekanntschaft zu machen. Sie bat Mme. Jaubert um Vermittlung. Mme. Jaubert erklärte, daß Heine Widerwillen gegen fremde Personen empfinde, und daß er über deutsche Frauen, welche bis in sein Krankenzimmer drangen, sich bitter beklagte, Fanny Lewald ausgenommen, deren Anwesenheit ihm Freude gemacht habe. Die Gräfin bat beharrlich, und Mme. Jaubert gab nach. Sie versuchte Heine neugierig zu machen,

indem sie Gautiers Simphonie en blanc majeur vorlas, in welcher die blendende Schönheit der junonischen Gestalt gepriesen war. Heine hörte zu, schnitt eine Grimasse, und ließ sich erst nach langen Kämpfen seine Zustimmung abringen. Die Vorstellung fand statt. Die Gräfin entfaltete alle ihre Liebenswürdigkeit, und erlangte die Genehmigung für einen zweiten Besuch. Diesem wollte Mme. Jaubert nicht beiwohnen. Sie zog es vor, sich am darauffolgenden Tage nach dem Eindruck zu erkundigen, welchen die Russin auf den Dichter gemacht. »Nun,« fragte sie, »sind Sie mir dankbar, sind Sie bezaubert?« Heine erwiderte: »Meine liebe Freundin, das ist keine Frau, das ist ein Monument, es ist die Kathedrale des Liebesgottes.«

Bald darauf recitirte er aus dem Gedächtniß das Gedicht »Der weiße Elephant«, welches er eben ersonnen hatte:

Gräfin Bianka ist der Name
Von dieser großen, weißen Dame;
Sie wohnt zu Paris im Frankenland,
Und diese liebt der Elephant.

Er schickte die Verse sofort an den Verleger, damit sie noch in dem Romanzero, welcher gerade gedruckt wurde, Aufnahme fänden. Ein Exemplar des Romanzero übersandte er der Gräfin, und er gab selbst eine Uebersetzung des Gedichts in der »Revue des deux

Mondes«, um der Gräfin den Geschmack an seltenen Thieren zu verleiden.

* * *

Es ist eine merkwürdige psychologische Erscheinung, wie Heine in seinem paralysirten Körperzustande noch eine wirklich rein geistige, platonische Liebe für Mouche* fühlen konnte. Blieb sie einen Tag aus, so wurden kleine Briefe geschrieben, wie ein Jüngling sie an seine Auserwählte richtet, reizende Gedichte voller Begeisterung und Zärtlichkeit; und sie war der letzte goldene Sonnenstrahl am trüben und einsamen Krankenlager.

Mouche war zierlich gebaut, von mittlerer Größe, hellbraunes Haar umrahmte ihr geistreiches, feines Gesicht, aus welchem die blauen Augen süß und schelmisch über dem kecken Stumpfnäschen hervorblickten. Sie war von deutscher Abkunft und verband französischen Esprit mit deutscher Innigkeit.

Meine Mutter fühlte sich zu ihr hingezogen, als sie sie in Paris kennen lernte, und war ihr sehr dankbar für die Theilnahme, die sie ihrem armen Bruder bezeigte.

---

* Ueber Mouche vgl. den ersten Theil meiner »Erinnerungen an Heinrich Heine«.

Fast noch wunderbarer muß es erscheinen, daß Heine trotz der schrecklichsten körperlichen Leiden, bei gänzlich verfallenem Körper, seine ganze geistige Frische behielt, welche sich bis zum letzten Augenblicke bewährte.

Aus der »Matratzengruft« entstiegen herrliche Schöpfungen, lyrische Dichtungen, vor Allem der »Romanzero« und die mühevolle Arbeit einer Gesammtausgabe seiner französischen Schriften.

Auch sein Gedächtniß blieb scharf bis zum letzten Augenblicke, und es war bewundernswerth, wie er sich der geringsten Begebenheit seiner Jugendzeit erinnerte. Gustav Heine und meine Mutter saßen einst an seinem Krankenbette und plauderten gemüthlich von vergangenen Zeiten, da sagte Heine: »Lottchen, erinnerst Du Dich noch, wie wir mit der Uniform unseres Vaters spielten?« Der Dichter hatte kaum das sechste Jahr erreicht. »Ich ergriff den Federhut und rief: Ich bin Napoleon! Gustav faßte nach dem Degen und jubelte: Ich bin Murat. Unser Bruder Max zog die Uniform selbst an, die er natürlich rückwärts auf dem Boden nachschleppte, fortwährend jauchzend: Und ich bin des Kaisers Leibarzt! Unsere gute liebe Mutter, welche all' diese Stücke wie Kostbarkeiten zu überwachen pflegte, schlug die Hände zusammen und setzte unserm Glücke ein baldiges Ende. Es ist merkwürdig, daß ich diese prophetische

Scene nie vergessen konnte. Gustav wurde Cavallerie-Officier, Max ein berühmter Arzt, und ich liege hier auf meinem St. Helena und sterbe an unsäglichen Schmerzen!«

* * *

Ueber den sittlichen Werth von Heine's Charakter herrschen noch heute die widersprechendsten Ansichten. Nur wenige verstanden ihn vollkommen und konnten den wunderlichen Stimmungswechsel, dem er unterworfen war, sowie auch die Umwandlung seiner religiösen Anschauung begreifen. Er, der philosophische Freidenker, der frühere Anhänger des Pantheismus, kehrte zum Glauben an den persönlichen Gott der Offenbarung zurück.

Meine Mutter war sehr erstaunt, als sie eine Bibel auf seinem Nachttische liegen sah, und als seine Vorleserin ihr sagte: »Dies ist die Lieblingslectüre Ihres Herrn Bruders.«

Dies Buch der Bücher, welches so manchem Staubgebornen Hilfe und Stärkung brachte, benahm aus seinem Herzen den innewohnenden Zweifel und brachte ihm Beruhigung und Ergebung.

Heine war kein Betbruder geworden, aber ein gesunder religiöser Geist war in seine Seele gedrungen,

und reuig bedauerte er früher Geschriebenes, welches mit seiner jetzigen Anschauung nicht harmonirte. Seinen Verleger Campe bat er, aus seinen früheren Werken diejenigen Stellen fortzulassen, welche Spötterei auf geoffenbarte Religionen enthielten, doch wurde sein Wunsch bei der nach seinem Tode erfolgten Gesammt-Ausgabe seiner Werke von demselben nicht berücksichtigt.

Ein Paragraph seines Testamentes lautet:

»§ 6. Wenn ich in Paris sterbe, wünsche ich auf dem Kirchhofe Montmartre begraben zu werden, da ich eine Vorliebe zu dem Stadtviertel habe, wo ich so lange Jahre wohnte.«

Auch sagte er: »Der Kirchof Père Lachaise ist zu unruhig mit seinen endlosen Alleen, ich ziehe daher den Kirchhof Montmartre vor, wo eine weihevolle Ruhe und eine freundliche Ausschmückung durch Blumen und Bosquette den Besucher anheimelt.«

Auch der siebente Paragraph seines Testamentes mag hier erwähnt werden; er lautet:

»Ich wünsche, daß mein Leichenzug so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Beerdigung nicht die eines einfachen Bürgers übersteigen; obwohl ich zur lutherischen Religion gehöre, wünsche ich nicht, daß der Geistliche dieser Religion meiner Leiche folge, auch verzichte ich auf jede andere heilige Handlung,

um mein Leichenbegängniß zu feiern. Dieser Wunsch ist nicht der schwache Wille eines Freigeistes; seit vier Jahren habe ich allen philosophischen Stolz abgelegt und ich bin wieder zu religiösen Ideen übergegangen. Ich sterbe, glaubend an den Einen und ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. Ich bedauere in meinen Werken, von heiligen Dingen oft respectlos gesprochen zu haben, aber ich wurde hiebei weit mehr von dem Zeitgeist fortgerissen, als durch den eigenen Trieb. Wenn ich ohne mein Wissen die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche die wahre Kraft alles Glaubens sind, mein Gott, so bitte ich Dich und die Menschen um Verzeihung! Ich verbiete, daß eine Rede, sei es deutsch oder französisch an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig erkläre ich, daß ich nicht wünsche, daß meine Asche nach Deutschland gebracht werde. Die große Aufgabe meines Lebens war der Versuch, ein herzliches Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland herzustellen.«

* * *

Wenn Heine seiner Frau auch herzlich zugethan war, so war es doch nur ein materielles Band, welches ihn an die in ihrer Jugend so schöne Frau gefesselt

hatte. Ein geistiges Band konnte, so heterogene Seelen nicht verbinden; naive Aeußerungen aus einem schönen Munde belächelt man, bei einer Matrone jedoch wirken sie verstimmend. Mathilde Heine überließ die Pflege ihres Gatten fremden Händen und blieb, allerdings auf den Wunsch des Kranken, sie möge sich amüsiren, oft den ganzen Tag aus dem Hause.

Sie konnte jetzt schalten und walten wie sie wollte. Vorher von Heine wie ein Kind auf jedem ihrer Schritte begleitet und behütet, emancipirte sie sich jetzt, und es war die Reihe an ihm, sich ihren Launen zu fügen. Sagte er etwas, was ihr nicht recht war, erhob sie gellend ihre Stimme; und schrie sie, so schrie ihr Papagei noch stärker, wie früher ihr Kanarienvogel. Dieses unangenehme Duo verursachte dem Kranken schmerzhafte, nervöse Zuckungen; um denselben zu entgehen, schwieg er zu Allem und gewährte Alles.

Kam sie nach Hause, so trat sie geräuschvoll in sein Zimmer, fragte: »Mon chèri va mieux?« und ließ ihn nach einer schwachen Liebkosung aufs Neue allein.

Wie glücklich war er, als er endlich eine neue Vorleserin fand, Mouche oder Margot, die mit ihrem sympathischen Wesen entzückend auf ihn einwirkte. Mathilde ward eifersüchtig, nicht des Mannes wegen, der

eine lebende Leiche war, sondern aus verletzter Eitelkeit, daß es außer ihr noch ein Wesen gebe, zu dem sich Heine hingezogen fühlte. Sie ließ es derselben auch dadurch entgelten, daß sie fast gar nicht mit ihr sprach. Meine Mutter bewunderte hiebei Mouche's tactvolles Benehmen, die Madame Heine's unfreundliches Wesen nicht zu bemerken schien. Außer der gewöhnlichen Begrüßungsformel, wechselte sie selten ein Wort mit ihr.

Lag Heine schlaflos auf seinem einsamen Lager, dann erfüllte ihn unendliches Sehnen nach Mutter und Schwester, und die abenteuerlichsten Gedanken durchkreuzten seine Fieberphantasien. Wie sehnte er sich nach Deutschlands Auen, wie jammerte er nach seiner Mutter! Einst ließ er meine Mutter wecken, es war lange nach Mitternacht, und angsterfüllt eilte sie an sein Lager. Leise fing er an zu sprechen, lispelte unverständliche Worte und rief dann schmerzlich aus: »Lottchen, nimm mich mit zu Dir, zu den Meinen! Wir wollen einen Wagen mit Matratzen gefüttert bauen lassen, der mich zu meiner Mutter bringt, um in ihren Armen meine Seele auszuhauchen!«

Was konnte meine arme Mutter antworten? Thränen entstürzten ihren Augen, schluchzend verließ sie das Zimmer, nach Fassung ringend.

Mit rührender Zärtlichkeit verbarg mein Onkel seiner Mutter den schrecklichen Zustand seines Körpers und seiner Krankheit, dictirte heitere Briefe und entschuldigte sich, daß er nicht selber schreiben könne, mit — einem unbedeutenden Augenübel!

Meine Mutter unterwarf alle Zeitungen einer sorgfältigen Censur, und unterschlug diejenigen, worin etwas über seine Leiden gesagt wurde. Auch beim Erscheinen des »Romanzero« wurden alle Stellen, die auf das trostlose Siechthum ihres Sohnes Bezug hatten, ausgeschnitten und erst dann schön eingebunden der alten Frau übergeben.

Manche Biographen Heine's erzählen, daß meine Großmutter erblindete; doch kann ich versichern, daß sie bis zum letzten Augenblicke sehend in der vollen Kraft ihrer Geistesfähigkeiten blieb und daß ihre einzige Beschäftigung, bis einige Tage vor ihrem Tode, Lesen und Schreiben war.

Bei ihrer Rückkehr von Paris mußte meine Mutter ihr den Zustand seiner Krankheit schildern, und hatte die Kraft mit unveränderter Miene von einem ungefährlichen Uebel zu sprechen. Einige Wochen später kam die Todesnachricht; meine Mutter hatte nicht den Muth, ihr dieselbe mitzutheilen, und Bekannte und Verwandte wurden erst dann zum Besuch vor-

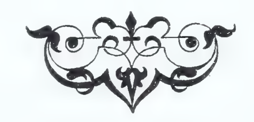
gelassen, als sie von der Unwissenheit meiner Großmutter benachrichtigt waren. Aber lange konnte ihr der Tod ihres Sohnes nicht verheimlicht werden.

In Abwesenheit meiner Mutter stand sie eines Morgens am Fenster, als sie einen Zeitungsverkäufer rufen hörte: »Heine's Nekrolog!«

»Die Nachrichten,« schrie sie mit jugendlicher Kraft, »die Nachrichten, Ihr betrügt mich Alle!«

Man mußte gehorchen und das Zeitungsblatt holen, und mit gieriger Hast las sie von den Leiden und den Todesqualen ihres Sohnes.

Der Schrecken warf sie darnieder, und wochenlang schwebte sie in Lebensgefahr. Doch ihre kräftige Natur und die Pflege meiner Mutter, die Tag und Nacht an ihrem Bette wachte, erhielt sie noch drei Jahre ihrer Familie. Im Jahre 1859 wüthete die Cholera in Hamburg, und auch die alte Frau wurde von dieser Krankheit ergriffen. Nach achttägigem Leiden entschlummerte sie sanft, ihre Tochter segnend und mit dem Namen Harry auf den Lippen.



Heine's letzte Augenblicke.

Einige Wochen nach der Abreise meiner Mutter verschlimmerte sich der Zustand Heine's, und häufige Ohnmachten, Krämpfe und starkes Erbrechen ermatteten den ohnehin so schwachen Körper. Heine sah seine Todesstunde herannahen und empfing die Bestätigung dieser Ahnung drei Tage vorher, auf sein Verlangen, von dem ihn behandelnden Arzt Doctor Gruby. Ueber die letzte Nacht, die er mit seinen beiden Wärterinnen, bei klarem Verstande seinen Tod erwartend, zubrachte, schreibt die eine Wärterin, Catherine Bourlois, meiner Mutter und meinem Onkel Gustav Folgendes: »Herr Heine mußte ganze Nächte im Bette sitzend zubringen, ich konnte ihn keinen Augenblick verlassen, zumal ich ihm den verschriebenen Heiltrank nur Tropfen für Tropfen einzuflößen vermochte.

Mittwoch den 13. Februar arbeitete mein armer Herr volle sechs Stunden, was er bereits eine ganze Woche aus Schwäche unterlassen hatte.

Ich bat ihn flehentlich, sich Ruhe zu gönnen. Er wies mich mit den Worten ab: »Ich habe nur mehr vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet.« Nie hatte er mit mir über literarische Dinge gesprochen. Am Donnerstag quälten ihn heftige Kopfschmerzen. Wir hielten es für seine gewöhnliche Migräne.

Herr Heine machte sich Vorwürfe, daß er nicht an seine Mutter geschrieben: »Ich werde der theuren Mutter nicht mehr schreiben können,« lautete seine Klage.

Freitag den 15. Februar beschlich mich ein banges Vorgefühl und um neun Uhr Morgens sendete ich nach dem Arzte.

Herr Doctor Gruby war nicht zu Hause und Nachmittags wurde ein alter Arzt gerufen, der in der Nachbarschaft wohnte. Dieser befahl, dem Kranken jede halbe Stunde eine halbe Tasse Thee von Orangenblüthen und Wasser von Vichy zu reichen, auch jedesmal einen Tropfen Laudanum beizufügen. Er bat mich, ich solle, um Doctor Gruby nicht zu beleidigen, geradezu sagen, ich hätte den Thee nach eigenem Gutdünken verabreicht. Gegen Abend kam Doctor Gruby, ließ den Thee bei Seite stellen und verordnete andere

Medicamente, so wie Eisumschläge auf den Magen. Ich erkannte nunmehr, daß alle Hoffnung verschwunden sei. Erleichterung stellte sich freilich, doch nur vorübergehend, ein.

Zu wiederholten Malen äußerte Herr Heine: »Ich fühle mich glücklich, daß ich meine gute Schwester noch einmal gesehen habe, denn ach, Katherine, ich bin ein todter Mann!«

Am Sonnabend verschlimmerte sich sein Uebel noch mehr, Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr flüsterte er dreimal das Wort: »Schreiben«. Ich verstand ihn nicht mehr, antwortete aber: »Ja«. Dann rief er: »Papier — Bleistift . . .«

Dies waren seine letzten Worte.

Die Schwäche nahm zu und der Bleistift entfiel seiner Hand . . .

Ich richtete ihn auf. Krämpfe stellten sich ein. Qualvolle Pein malte sich in seinen Zügen und der Todeskampf ging zu Ende. Herr Heine behielt bis zum letzten Augenblicke sein volles Bewußtsein.«

* * *

Den 17. Februar 1856 um dreiviertel auf fünf Uhr starb der Dichter in Paris und fand seinen letzten Ruheplatz inmitten französischer Gräber.

Heine's Grab macht in seiner Einfachheit vielleicht mehr Effect, als ein stolzes Monument. Zu jeder Jahreszeit werden von pietätvollen Besuchern Blumen und Kränze auf sein Grab gelegt, und unzählige mit Bleistift geschriebene Namen bedecken den weißen Marmor.

Er ruht auf dem Montmartre, wo so viele große Männer, Patrioten und Künstler, ihr letztes Asyl und ihre letzte Ruhestätte fanden. Hier ruhen drei Lieblingssöhne der Musen, der geniale Maler Ary Scheffer, der Töne Meister Halévy und der große deutsche oft verkannte Dichter H e i n r i c h H e i n e!



Druck von Friedrich Jasper in Wien.


HENRI HEINE

